



**E**rzählungen  
für Christenkinder  
von  
Dr. C. G. Barth.

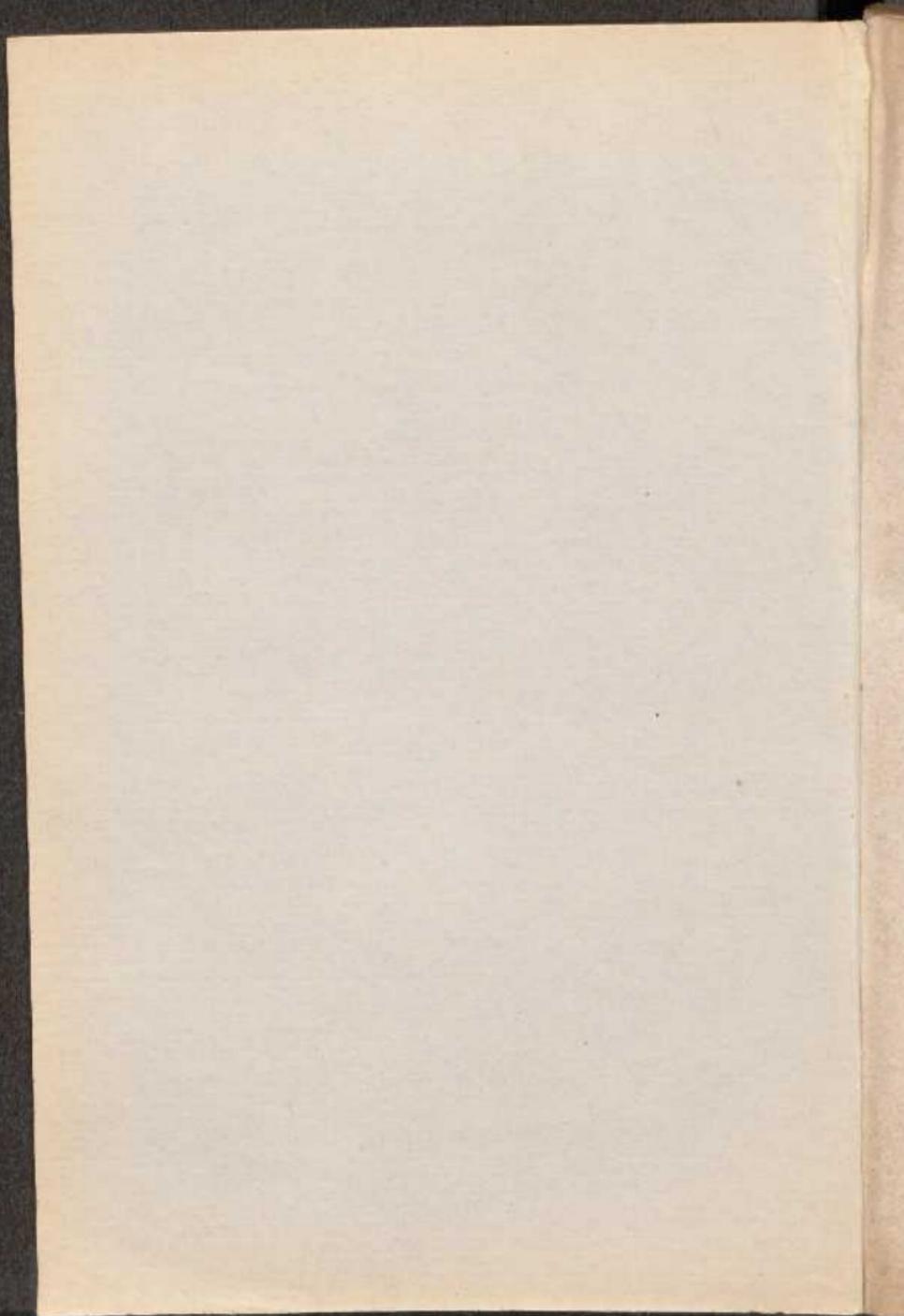
Die Uhrfeder.

Zweite Auflage.



Stuttgart.

Druck und Verlag von J. F. Steinkopf.



8716  
Die Uhrfeder.

---

Eine Geschichte für Kinder.

Vom Verfasser der „Rabensfeder“.

---

Zweite Auflage.

---

Stuttgart, 1868.

Druck und Verlag von J. F. Steinkopf.

Die Literatur

Die Geschichte der Literatur

Im Gasthaus zur Stadt Amsterdam, in einem Seitengäßchen der alten Handelsstadt Frankfurt am Main, saßen zwei Reisende an einem späten Sommerabend bei einem Glas Hochheimer, und warteten auf das Nachessen, das sie bestellt hatten. Da sie die einzigen Gäste in diesem abgelegenen Wirthshause waren, so hatten sie sich, obgleich von ungefähr hier zusammengetroffen, in ein Gespräch mit einander eingelassen, bei welchem es Jedem darum zu thun war, sobald als möglich über die Denkart seines Nachbars in's Reine zu kommen. Es kann aber, wenn zwei Christen zusammenkommen, nicht lange anstehen, bis sie ihre Verwandtschaft merken: denn diese ist so nahe, eng und innig, daß wohl zwei leibliche Brüder, die einander lange nicht gesehen, Stunden weit zusammen gehen und sprechen könnten, ehe sie sich als Brüder erkannten; aber zwei Christen merken gleich bei den ersten besten Redensarten, daß sie einander nicht fremd sind, und in einer Stunde ist's bereits so weit zwischen

ihnen, als ob sie schon Jahre lang zusammen gewohnt hätten. So war's auch bei unsern beiden Reisenden. Ohne daß sie sich darüber gegenseitig erklärten, wußte bald ein Jeder so viel von seinem Nachbar, daß er im Aufsehen auf Gott wandle und den Heiland lieb habe. Das schloß Herz und Mund auf, und sie waren eben in einer lebhaften Unterhaltung über eine wichtige Tagsgeschichte begriffen, als die Thüre aufgieng, und ein dritter Reisender mit einem wohlbepackten Felleisen, bestaubten Schuhen und triefend von Schweiß hereintrat, und freundlich grüßte. Der neue Ankömmling war ein junger Mann von etwa dreißig Jahren, in guten Reisefleidern, und ob er schon ziemlich ermüdet war, schritt er doch noch rüstig einher. „Ist's erlaubt,“ fragte er, „mich zu Ihnen zu setzen?“ — „Warum denn nicht,“ antworteten sie, und stellten ihm einen Stuhl an ihren Tisch, während ihre prüfenden Blicke auf seinem offenen Gesichte ruhten, und zu fragen schienen: Was ist denn deine Gesinnung? Er ließ sie nicht lange darüber in Zweifel, und sie wurden noch heiterer, als sie merkten, daß auch er ein Freund der christlichen Wahrheit sei. Als man sie nach Tisch allein gelassen hatte, waren ihre Herzen völlig gegen ein-

ander aufgethaut, und der älteste unter ihnen ließ sich also vernehmen: „Es ist nichts Alltäglichen, meine Freunde, wenn drei Männer von so übereinstimmendem Christensinn an Einem Ort von verschiedenen Seiten her zusammentreffen, ohne vorher von einander zu wissen; und da wir morgen früh alle drei weiter ziehen wollen, und vielleicht nie wieder so wie heute zusammenkommen werden, so wird es gewiß Jedem von uns angenehm sein, die Geschichte seiner neuen Freunde zu erfahren. Wir wollen daher, wenn es Ihnen recht ist, einander unsern Lebenslauf kurz erzählen, und namentlich, wie uns Gott zur Erkenntniß Seines Wortes und Seines Sohnes gebracht hat: das wird uns Allen eine neue Aufforderung zum Lob und Preis Gottes geben.“ — Die beiden Andern waren ganz damit einverstanden, und baten ihn, als den ältesten, den Anfang zu machen. Er ließ sich nicht lange bitten, und erzählte Folgendes:

Ich bin der Sohn von armen Reblenten, die in der südlichen Schweiz wohnten, und beide starben, als ich erst elf Jahre alt war. Meine Eltern stammten aus dem Schwarzwald, und hatten noch weitläufige Verwandte in St. Georgen. Man rieth mir, diese aufzusuchen, wahr-

scheinlich nur, um meiner los zu werden. Zum Glück gieng gerade zu dieser Zeit ein Mann aus unserer Gemeinde, der aus St. Georgen gebürtig war, ebenfalls diesen Weg, um seine alten Eltern zu besuchen, die noch dort am Leben waren. Der gutmüthige Mann erbot sich, mich mitzunehmen, ob er gleich voraussetzen konnte, daß er mit mir keine starken Tagreisen würde machen können. Ich that indessen mein Möglichstes, um ihn nicht aufzuhalten; und am fünften Tage Abends hatten wir bereits den schönen Münsterthurm von Freiburg im Breisgau vor unsern Augen. Die Sonne sank gerade jenseits des Rheines hinter die Vogesen hinab, als wir durch das Thor von Freiburg einzogen. Ich war müd, und legte mich bald zu Bette. Am andern Morgen wurden wir früh durch Kanonendonner geweckt. Ich träumte eben vom Grabe meines Vaters. Viele Leute standen um dasselbe her, und schienen zu erwarten, daß sich sein Sarg öffnen, und er aus demselben heraussteigen werde. Es war eine schauerliche Stille und dunkle Nacht; nur aus dem Grabe leuchtete ein heller Schimmer, und zeigte die umherstehenden Gestalten. Da erschallte der erste Kanonenschuß. Ich fuhr zusammen, wie wenn die Kugel mich getroffen

hätte, und erwachte mit einem hellen Schrei: denn ich hatte noch nie in meinem Leben eine Kanone gehört. — „Was gibts?“ fragte mein Begleiter, der vorher schon gewacht hatte. „Ach, was war das für ein Knall?“ erwiderte ich. — B u m m ! da donnerte es wieder, und der Angstschweiß brach mir am ganzen Leibe aus. „Sei ruhig,“ sagte mein Begleiter, „das sind Kanonenschüsse. Es ist heute Frohnleichnamsfest; das wird jedesmal mit Kanonenschüssen bewillkommt.“ Als bald hörten wir auch, daß die Straßen sich mit Menschen füllten, die der Frühmesse im Münster zueilten. Wir kleideten uns schnell an, und ließen uns auch mit dem Strome von Menschen fortreißen. Aber wie erstaunte ich, als ich nun in die Kirche trat, über die Pracht dieses Gebäudes, das von unserer kleinen Dorfkirche so verschieden war wie eine kostbare Standuhr in alabasternem Gehäuse von einer tombakenen Taschenuhr. Der herrliche Farbenglanz der gemalten Fenster, welche in den ersten Strahlen der Morgensonne glühten, die zahllosen lebensvollen Gemälde, der reiche Schmuck von Gold und Silber, die Kühne hohe Wölbung des Gebäudes, der unvergleichliche Anblick des festlichen Chores — das Alles gab meinen Augen so viel zu thun, daß mir gar keine Zeit übrig blieb, auf

meine Ohren zu hören. Ich weiß nicht, wie lange ich so, in dieses Anschauen verloren, stehen geblieben wäre, hätte mich nicht die Menschenfluth, welche nach Beendigung der Frühmesse die Kirche wieder verließ, mit hinausgeschwemmt. Zum Glück fand ich mich bald wieder zu meinem Begleiter, den ich im Gedränge verloren hatte, und nach dem Frühstück setzten wir unverweilt unsern Wanderstab weiter. „Nun, wie hat dir's gefallen?“ fragte Gottfried (so hieß mein Reisegefährte). „Ach!“ erwiderte ich, „wenn ich nur an einem Orte wohnen könnte, wo eine so schöne Kirche wäre!“

Gottfried: Warum das?

Ich: Weil es da so schön ist, daß es im Himmel fast nicht schöner sein kann. Da könnte man dann nur gleich hingehen, wenn man betrübt ist, und es würde einem bald wieder heiter zu Muth werden.

Gottfried: Du närrisches Kind! Meinst du denn, die Leute in Freiburg seien nie betrübt, oder können sich von jeder Betrübniß durch einen Blick in die Münsterkirche heilen? Sieh, man wird eine solche Kirche so gewohnt wie ein Wohnzimmer, und wenn man ein paar Mal darin gewesen ist, so macht sie nicht mehr den Eindruck

wie vorher. Ich hatte einmal einen Mitarbeiter, der war aus Polen in der Nähe von Krakau gebürtig. Der erzählte mir oft von den Salzbergwerken in Wieliczka, die gegen 4000 Fuß tief unter der Erde sind. Da gibt's ganze Kirchen, Dörfer, Orgeln, Fuhrwerke von purem lauterem Salz, und die vielen tausend Lampen, die da unten brennen, und von eben so viel tausend glänzenden Wänden und Säulen widerstrahlen, machen diesen Ort zu einem wahren Zauberpalast, in dem dir's gewiß eben so schön vorkommen würde als im Münster zu Freiburg. Da nun diese Leute ihren Arbeitsberuf in der Tiefe haben: so sehen sie die ganze Woche hindurch weder Sonne noch Mond. Was meinst du, wenn solche Leute einmal herauf kommen an's Tageslicht, und erblicken das helle Sonnenfeuer, und die grünen Wiesen, und die tausendfarbigen Blumen, und die blühenden Bäume und all' den schönen Schmuck, den wir jetzt vor Augen haben, — werden sie wohl sagen: Bei uns drunten ist's doch noch viel schöner! — ?

Ich: Da wären sie rechte Thoren. Wie kann's denn schön sein, wo keine Sonne ist!

Gottfried: Nun sieh einmal um dich her. Schau diese schönen Berge mit ihren prächtigen

Wäldern, diese Gärten voll Blumen, diese Kornfelder mit mannhohen Aehren, diese Matten, deren hohes Gras bereits zum Theil abgemäht ist; diese köstliche Aussicht nach allen Seiten, da auf den Kaiserstuhl, dort auf die Vogesen, hier auf den Schwarzwald — und sieh, wie alles dieß im Schmuck von Millionen Diamanten schimmert, die der Morgenthau ausgestreut hat. Ist's hier nicht viel schöner als im Münster, und duftet dieses frische Heu nicht angenehmer als der Weihrauch in der Kirche?

Ich: Ja; aber hier bleibt's nicht so schön; der Winter kommt, das Laub fällt ab, der Schnee bedeckt alles: in der Kirche sieht's Jahr aus Jahr ein immer gleich schön aus.

Gottfried: Es kommt freilich alle Jahre ein Winter, aber auch alle Jahre ein Frühling und ein Sommer. Und dieser Frühling kommt immer wieder, wenn auch das schöne Münster längst auf einem Steinhaufen liegt.

Ich: Wer will's denn einreißen?

Gottfried: Niemand will's einreißen; aber es darf ja nur ein Erdbeben kommen, so ist's in Einer Viertelstunde um alle diese Herrlichkeit geschehen. Oder es könnte ihm gehen wie

dem Tempel zu Jerusalem, der gewiß noch schöner gewesen ist als das Freiburger Münster.

Unter solchen Gesprächen kamen wir nach Waldkirch, wo wir ein paar Stunden ausruhten, weil Gottfried hier Bekannte fand. Von da gieng's noch eine Strecke weit am Elzachfluß hinauf; dann gingen wir über den Fluß und bogen rechts in's Simonswalder Thal. Zwischen hohen, steil ansteigenden Bergen zieht sich dieses enge Thal mehr als zwei Stunden weit in's Gebirg hinein. Ein frischer lebhafter Bach rauscht in einem Bett von großen Steinen mitten durch dasselbe herab, und sein Wasser wird von fleißigen Menschenhänden eben so sorgfältig benützt wie jedes Fleckchen Landes, das vermöge seiner Lage des Anbaues fähig ist. Sägmühlen und Wasserwerke anderer Art stehen in großer Menge dem Bach entlang, und auf einem Weg von zwei Stunden kommt man von einem Haus zum andern, deren jedes ein Gärtchen und ein paar Stücklein Ackerland um sich her hat, nicht viel größer als ein Tischtuch. Die Häuser sind ganz von Holz gebaut, mit großen weit vorstehenden Strohdächern, sehen aber hübsch aus, besonders die grün angestrichenen Fensterrahmen. Der schöne Weg und die friedlichen Hütten werden von

mächtigen Rußbäumen überschattet, die man selten schöner sieht, und die dem schönen Thal einen Anstrich geben, der an Italien erinnert. Wie die Leute beschaffen sind, die in diesem Thale wohnen, kann ich nicht sagen, da wir uns nicht lange aufhalten konnten. Ihre Tracht ist ganz eigenthümlich, und nimmt sich nicht übel aus. Ich sah Weiber, die ganz schwarz gekleidet waren, während sie glänzend gelbe Strohhüte, wie Mannshüte geformt, und rothe Strümpfe trugen.

Als wir einen großen Theil des Thales hinaufgegangen waren, und uns mit einem Trunk Bier erquickt hatten, sagte Gottfried: „Nun merk' auf, was kommt!“ — Was kam denn? — Nichts als ein steiler steiler Fußweg den Berg hinauf über loses Gestein, das mit jedem Tritt zurück wich, und so hoch, daß wir eine ganze Stunde zu steigen hatten. Als wir endlich die Höhe erreichten, wo rechts droben die sogenannte Martinskappel steht, sagte ich zu meinem Reisegefährten: „Nun muß ich aber niederstigen, ich bringe meine Beine nicht mehr weiter, wenn ich nicht vorher Athem holen und ruhen kann.“ Wir setzten uns eine Weile in's Gras, und da fiel's dem Schneider von Basel, der sich in Simonswald an uns angeschlossen hatte, auf ein-

mal ein, daß er sein Regendach im Wirthshaus in Simonswald habe stehen lassen. Trotz allen unsern Vorstellungen lief er in Einem Sprung wieder den gräulichen Berg hinab, und wir saßen schon zwei Stunden in der Herberge zu Schönenwald, als er nachgekehrt kam. Er muß eine gute Lunge gehabt haben, wenn er von dieser übermäßigen Anstrengung nicht krank wurde. Schönenwald ist ein kleines freundliches Dorf mit hübschen Häusern, auf der Höhe des Gebirgs in einem freundlichen Winkel gelegen. Hier und in dem noch schönern benachbarten Städtchen Furtwangen werden viele Schwarzwälder Uhren verfertigt, und die Leute befinden sich in einem wohlhabenden Zustand, was man ihren Häusern und ihren Kleidern ansieht. Daß aber in demselben Verhältniß auch die Pugsucht und der Leichtsinn unter ihnen einreißt, versicherte Gottfried, der hier in der Gegend wohl bekannt war. Warum können doch die wenigsten Menschen den Wohlstand recht ertragen? Wie oft habe ich auf meinen Reisen diese Beobachtung gemacht! Und doch, wenn's ihnen knapp und hinderlich geht, sind sie auch nicht, wie sie sein sollen. Daraus sieht man, wie viel Geduld Gott mit den Menschen hat; ich weiß es von mir selbst, und muß

mich immer noch darüber verwundern, daß Er mich nicht längst weggeworfen hat.

Den andern Morgen ging's weiter über den Gutenhof nach dem Hirzwald. Von da kamen wir an dem Hofe vorbei, unter dessen Haus die Brigach entspringt, die erste Quelle des großen Donaustroms, welcher aber die vornehme Quelle im Schloßhof zu Donaueschingen schon längst die Ehre weggenommen hat, die Quelle der Donau zu heißen. Es geht dieser Brigachquelle, wie es dem Kolumbus gieng, der zuerst Amerika entdeckte, und es doch erleben mußte, daß es nicht Kolumbia, sondern Amerika genannt wurde nach Einem, der später als Kolumbus gekommen war. Gottfried erzählte von einem Destreicher, der die Donauquelle einmal mit dem Fuße zubielt, daß sie eine Weile nicht fließen konnte, und dann mit selbstgefälligem Lächeln ausrief: Wie werden sich die Wiener wundern, wenn die Donau auf einmal ausbleibt!" Der Schneider sagte: „Der Destreicher war gerade so klug wie Herodes, welcher meinte, wenn er den Jakobus und den Petrus umbringe, dann sei das Christenthum vertilgt.“

In kurzer Zeit hatten wir nun die beiden Weiher erreicht, zwischen welchen ein schmaler

Damm an den Fuß des Hügels führt, auf dem die alte Abtei St. Georgen liegt. — „Sieh, Martin,“ sagte Gottfried zu mir, als wir den Hügel langsam hinaanstiegen, „da stand ehemals ein prächtiges Kloster, das schon vor tausend Jahren erbaut worden sein soll. Aber es wurde zweimal zerstört, im Bauernkrieg und im dreißigjährigen Krieg, und jetzt liegts in Trümmern. Weißt du noch, was ich dir beim Freiburger Münster gesagt habe?“ — „Wohl weiß ich's noch, erwiederte ich.“

Judeffen erkundigte ich mich weiter nach den Bewohnern dieser Gegend, und erfuhr, daß auch hier, so wie in dem benachbarten Triberg, Uhren und Glockenspiele von Holz und Metall in großer Menge verfertigt werden, mit denen ein ausgebreiteter Handel getrieben wird. In der That habe ich auch selbst späterhin in London solche Schwarzwälder mit ihren Uhren umhergehen sehen. Sogar bis Petersburg, Konstantinopel und Philadelphia giengen sie ehemals mit ihrer Waare zu Markt. Sie haben es in ihrer Geschicklichkeit so weit gebracht, daß sie sogar hölzerne Taschenuhren verfertigten, die von ziemlich langer Dauer sind.

„Wissen sie denn auch selbst, wie viel Uhr es ist?“ fragte der Schneider.

Gottfried: Wie so?

Der Schneider: Ich meine, ob sie auch daran denken, daß ihr Leben ein Ziel hat, und daß sie davon müssen.

Gottfried: Es mag wohl Wenige unter ihnen geben, die das recht zu Herzen nehmen, und es wird vermuthlich den Meisten gehen wie den Leuten, die bei den Telegraphen sitzen auf den hohen Thürmen, und die Zeichen machen, die sie von ferne gesehen haben, ohne selbst zu verstehen, was diese Zeichen bedeuten.

Wir waren nun in St. Georgen angekommen, und Gottfried ging zuerst mit mir dem Hause seiner alten Eltern zu. Die Freude, mit welcher die guten alten Leutchen ihren wackern Sohn bewillkomnten, erweckte aufs Neue in mir den Schmerz über den Verlust meiner lieben Eltern, und ich steng an, in der Stille heiße Thränen zu weinen. Als Gottfried das merkte, verstand er mich alsbald, und erkundigte sich nun nach meinen Verwandten. Man sagte ihm, daß sie im vorigen Jahre nach Hornberg gezogen seien, und mich gewiß mit Freuden aufnehmen würden. Gottfried versprach, mich morgen dorthin zu begleiten, und ich gab mich gern zufrieden. Den andern Tag standen wir früh auf, gingen bis

Krummenschildach, frühstückten dort und kamen bei Zeit nach Hornberg, das in einem tiefen engen Thale sehr malerisch da liegt. Hier also sollte ich jetzt wohnen. Ich betete im Stillen — denn beten hatte ich von Jugend auf gelernt —: „O Gott, der Du die Herzen regierst, mache doch, daß mich die Leute freundlich aufnehmen, und daß ich wieder Eltern an ihnen finde!“ Gott erhörte meine Bitte. Meine Verwandten hatten zwar selbst mehrere Kinder, aber sie waren wohlhabende Leute und sehr gutmüthig. Sie versprachen, wenn ich gehorsam sein würde, so wollten sie mich wie ein eigenes Kind behandeln, und mir nichts abgehen lassen. Ich sagte natürlich Alles zu. Der Abschied von Gottfried, meinem treuen Begleiter, ging mir sehr zu Herzen. Er hatte sich meiner mit viel Aufopferung angenommen, und mit ihm verlor ich auch die letzte sichtbare Erinnerung an meine Heimat. Die zuvorkommende Liebe und Freundlichkeit aber, welche meine neuen Pflegeeltern mir bewiesen, vertrieb bald allen Kummer, und ich hatte mich in kurzer Zeit im Hause eingewohnt. Die Kinder des Hauses waren wohl erzogen, und was wir den ganzen Tag über in der Schule gelernt hatten, das wurde Abends nach dem Nachtesten

vom Vater ausgefragt. Hatten wir uns gut gehalten, so erzählte er uns eine Geschichte, oder wir durften ein Lied auswendig lernen, und wer es zuerst fertig gelernt hatte, der bekam ein kleines Geschenk. Von den vielen Liedern, die wir damals lernten, weiß ich nur noch zwei. Das erste lautet so:

Ich sah ein Blümlein blühen,  
War himmelblau und rein;  
Die Sonne mochte glühen,  
Doch schrumpfte es nicht ein:  
Es stand da ohne Sorgen,  
Still im Gebüsch verborgen.

Ich sah die Winde wehen  
Wild über's Blümlein hin;  
Doch blieb es aufrecht stehen,  
Und frischer ward sein Grün.  
Da stand es ohne Sorgen,  
Still im Gebüsch verborgen.

Und als der Herbst gekommen,  
Da trug das Blümlein Frucht;  
Die wurde von den Frommen  
Mit Sorgfalt aufgesucht.  
Das Blümlein sollst du kennen;  
Ich will es Demuth nennen.

Das andere Lied war folgendes:

Ich weiß ein Kräutlein hold,  
Das köstlicher als Gold.

Es wächst nicht in den Wäldern;  
Es blüht nicht auf den Feldern;  
Man findet's nicht am Wege,  
Nicht in der Apotheke.

Es ist nicht feil um's Geld,  
Nicht um die ganze Welt:  
Und wer es haben wollte,  
Und wenn er sterben sollte,  
Erlangt es nur durch's Warten,  
Weiß nicht aus welchem Garten.

Doch ist es unentbehrlich,  
Und Alles, was beschwerlich,  
Das hilft es dir ertragen:  
Wirst du es nicht erjagen  
So ist es deine Schuld,  
Das Kräutlein heißt — .

Doch ja, es fällt mir noch ein drittes ein,  
das besonders auf meine damalige Lage paßte,  
und das ich deswegen oft sang, wenn ich allein  
auf einem Felsenabhang saß, und an mein schönes  
Vaterland zurückdachte. Höret auch noch dieses  
Lied:

Wir haben einen Hirten,  
Und der hat uns so lieb:  
Das Elend der Verirrten  
Ihn auf die Erde trieb.

Daß wir den Heiland finden,  
Ergriff uns Seine Hand;  
Sonst wär'n wir wie die Blinden  
In einem fremden Land.

Er will uns treu bewahren,  
Der treue Kinderfreund:  
Wir sollen einst erfahren,  
Wie gut Er es gemeint.

Wir preisen Dein Erbarmen,  
Du treues Vaterherz!  
Halt uns in Deinen Armen,  
Und führ' uns himmelwärts!

Meine Confirmation war für mein Herz eine gesegnete Zeit. Ich kann nicht sagen, daß der Vorbereitungsunterricht besonders geeignet gewesen wäre, tiefen Eindruck auf mein Gemüth zu machen; aber der Gedanke, daß ich nun das Haus meiner guten Pflegetern verlassen und wieder unter fremde Leute gehen müßte, brachte mich zu der Einsicht, wie nothwendig es für mich sei, in einen näheren Umgang mit dem Heiland selbst zu kommen, um bei Ihm unter allen Umständen und Bedrängnissen Rath, Trost und Hilfe finden zu können. Es sind doch sehr verschiedene Wege, auf welchen Gott die Seinigen zu sich zieht und ihnen Seine Gnade unentbehrlich

macht. Wer hätte denken sollen, daß einem Knaben von vierzehn Jahren die Angst vor der Fremde dazu behilflich sein werde, den Heiland mit allem Ernst zu suchen? Aber es muß Ihm Alles dienen. Ich hörte einmal von einem Manne, der durch das Geschlechtsregister der Patriarchen in der Bibel zum Nachdenken gebracht wurde. Er sah, wie alt diese Leute geworden waren, und doch hieß es bei Jedem: Er starb. Ach, dachte er, du mußt auch sterben. Und dieser Gedanke führte ihn weiter, daß er noch in seinem Alter ein wahrer Christ wurde. Einen Anderen brachten die Worte im Geschlechtsregister des Lukas: „Der war Gottes“ zur Besinnung; indem er sich fragte: Bist du denn Gottes? und sich von nun an ernstlich Mühe gab, ein Kind Gottes zu werden.

Am Tage der Confirmation betete ich angelegentlich um einen bleibenden Segen. Ich hatte keine besondere Empfindung von der Erhörnung dieser Bitte, und war darüber etwas betreten; aber nun sehe ich wohl ein, daß Gott mein damaliges Gebet erhört hat, weil Er mich bisher vor dem Abfall von Ihm und vor den gefährlichen Wegen der Sünde bewahrte und mich durch Seinen Geist immer vernehmlich warnte, so oft

ich in der Versuchung war, mein Versprechen gegen Ihn zu vergessen.

Mein Pflegevater brachte mich in die Lehre zu einem Uhrmacher in Triberg, wo ich denn doch den Trost hatte, jeden Sonntag meine lieben Verwandten in Hornberg besuchen zu können. Die Arbeit, welche ich da lernen mußte, war ganz nach meinem Geschmack, und in kurzer Zeit hatte ich die ersten Begriffe dieser Kunst gefaßt, und arbeitete zur Zufriedenheit meines Lehrherrn. Indessen bestand die ganze Kunst der Leute, bei denen ich im Hause war, und derer, die ich sonst dort kennen lernte, im Uhrenmachen. Von Gott und Seinem Worte, vom Gebet und vom Himmel war fast nie die Rede. Sie waren aber auch wie Uhren, die am Morgen aufgezogen werden, ihren gewöhnlichen Lauf machen, am Abend abgelaufen sind, und in der Nacht stille stehen. Wenn's hoch kam, waren sie wie die Uhren im Glockenspiel, die zur bestimmten Stunde ein Loblied spielen, aber nichts davon empfanden. Von einem freien Erguß des Herzens gegen Gott, von einem Seufzer des Gemüths nach himmlischen Gütern, von einer Sehnsucht nach Licht und Leben von oben, und nach den ewigen Wohnungen des Friedens, war nichts bei ihnen zu merken.

Der Sonntag war nicht des Herrn Tag, sondern ihr Tag: die Werkstage gehörten der Arbeit, der Sabbath ihnen, d. h. der Ergöghlichkeit und Zerstreuung. Wie wohl war's deswegen meinem Gemüthe, wenn ich den Sonntag in dem stillen häuslichen Kreise meiner Verwandten in Hornberg zubringen, mit ihnen zur Kirche gehen, und nach der Kirche über Gottes Wort reden konnte!

Meine Lehrzeit war abgelaufen. Ich mußte weiter ziehen, um mehr zu lernen. Mit schwerem Herzen schied ich von den lieben Pflegeeltern, und mit dem festen Vorsatz, ihnen Freude zu machen, und ihnen in Zukunft, wenn mir Gott dazu helfen würde, ihre Liebe, so viel möglich, zu vergelten. Ich gieng nach Darmstadt, von da nach Paris. In dieser großen Stadt hatte ich Gelegenheit, meine Kenntnisse und meine Geschicklichkeit bedeutend zu erweitern, und eben so gute Gelegenheit hätte ich gehabt, die Künste der Gottlosigkeit zu lernen; aber davor bewahrte mich die Gnade Gottes durch einen gewaltigen Abscheu vor dem ruchlosen Wesen, das dort ungeschert sein Spiel treibt. Ich blieb meistens, wenn ich freie Zeit hatte, auf meinem Stübchen sitzen, und las in meiner Bibel, oder ich gieng auf dem großen Gottesacker spazieren, und dachte an die Gräber

meiner Eltern, an das Grab des Joseph von Arimathia, an den Hain Mamre, an mein eigenes Grab, an die Auferstehung. Ach wie froh werden die sein bei der Auferstehung, die ihren Leib nicht mit Sünden befleckt haben, die dann einen verklärten Leib tragen dürfen! Mein Pflegevater fiel mir ein, der eines seiner Kinder, das seine Werktagskleider muthwillig beschmutzt hatte, damit strafte, daß es diese schmutzigen Kleider am nächsten Sonntag anziehen mußte.

Nachdem ich alles gelernt hatte, was ich zu lernen fand, trieb mich die Neiselust weiter an's Meer, und über das Meer hinüber nach Nordamerika. Unsere Schiffsgesellschaft war gemischter Art. Solche Leute aber, mit denen ich über das Heil ihrer Seele hätte reden können, fand ich nicht. Sie aßen, sie tranken, sie fluchten, sie lachten, sie spielten, sie zitterten, wenn ein Sturm kam; aber beten hörte ich Keinen, und der Sonntag war in ihrem Kalender nicht roth. Wenn sie Langeweile hatten, mußte der Steuermann von seinen weiten Reisen erzählen, und da hörte ich zuweilen zu, weil hie und da etwas daran zu lernen war. Man hört zur See Wunderdinge von dem großen Staat, der in Ost- und West-Indien getrieben wird. Da ist der Luxus eigent-

lich zu Hause. Der eine unserer Passagiere, der als Goldschmied in der Savanah auf der Insel Cuba gearbeitet hatte, erzählte, wie er dort Fensterläden mit massivem Silber habe beschlagen müssen; sogar geringere Gefäße würden von massivem Silber gemacht, ebenso großer schwerer Silberschmuck, zumal für Kirchen, wie er in Europa gar nicht vorkomme. Als ich einmal in die Kajüte hinunter kam, erzählte der eine Steuermann von seiner Reise nach Ostindien, und von der entsetzlichen Prachtliebe, welche namentlich in Batavia herrsche, und mit welcher der Surinamische Staat, so groß er auch sei, in gar keine Vergleichung komme. Er sei nicht wenig erstaunt, als er zum erstenmal Abends das Land betreten habe. Da sei ein Wagen mit sechs Pferden bespannt gekommen, drei Läufer voraus, drei Diener auf dem Bock, drei hinten nach, alle mit Fackeln, so daß er geglaubt habe, es müsse wenigstens ein Fürst in dem Wagen sitzen. Bald darauf sei indessen noch ein Wagen gekommen, zwar nicht mit sechs, aber doch mit zwei Pferden, und drei Diener mit Fackeln, um ihn abzuholen. Das sei allgemeine Sitte; kein Mensch gehe zu Fuß, Alles zu Wagen, und die Menge der Dienerschaft sei entsetzlich. Die nächsten Nachbarn,

wenn's nur jenseits der Straße wäre, besuchten einander nur zu Wagen.

Bei dieser Erzählung fiel mir ein, wie groß doch der Unterschied zwischen dem Leben im Himmel und dem sei, was unter den Menschen auf Erden als das höchste von Glanz und Glück betrachtet wird. Ach, wie wenig unterscheiden doch die Menschen zwischen Sein und Haben! Wenn Einer viel hat, der wird glücklich gepriesen; und doch ist nur der wahrhaft glücklich, der etwas Rechtes ist. Das wahre Glück ist innerlich, und kann deswegen nicht geraubt werden. Die Verkärten im Himmel werden Glanz genug haben, und keine Fackeln brauchen, auch keine Wagen, da sie sich mit ihrem Lichtleib windschnell an jeden Ort versehen können. Welch' ein Glück, einen solchen Lichtleib zu haben!

Meine Seereise gieng ohne besondere Unfälle von Statten, und ich landete wohlbehalten in Philadelphia. Hier fand ich bald Arbeit genug, und wenn mir's bloß um's Geldverdienen zu thun gewesen wäre, so hätte ich da eine reichliche Ernte machen können. Aber es lag mir auch an, Christen aufzusuchen, und im Umgang mit Christen Ersatz zu finden für das, was mir die Welt in Musestunden anbot, was mich aber

nicht befriedigen konnte. Ich durfte nicht lange suchen, so fand ich Freunde, die mich verstanden, und mit denen ich einen segensreichen Umgang anknüpfte. Ich miethete mir eine Wohnung, fieng ein eigenes Geschäft an, und hatte nun Gelegenheit, meine Freunde ungestört jeden Abend und jeden Sonntag bei mir zu haben, und mich mit ihnen zu erbauen. Wir beteten mit einander; wir lasen mit einander in der Bibel und in andern guten Schriften; wir sangen schöne geistliche Lieder, und erzählten uns Geschichten von frommen Menschen, die im Leben, Leiden und Sterben bei dem Heiland Trost gefunden haben. So lebte ich ein wahrhaft fröhliches Leben, und der Gedanke an's Vaterland kam mir immer seltener. Aber unsere Wege sind nicht in unserer Hand. Gott führt uns mit verborgenen Händen. Als ich eines Tages durch die Straßen gieng, und von der Secondstraße in die Racestraße einbog, stand vor dem Eckhause, in welchem ein Materialwaarenhändler wohnt, der Botenwagen von Pittsburg, und mit dem Fuhrmann sprach Einer. — — Sie nun, den sollt' ich ja schon gesehen haben; dieß Gesicht muß ich kennen. Indem ich so verwundert stehen blieb, meinte der Fuhrmann, ich warte auf ihn, und fragte: „Was ist Ihnen

gefällig, mein Herr?" Nun konnte ich nicht mehr zurück, und sagte: „Dieser junge Mann, mit dem Ihr redet, hat ein mir so bekanntes Gesicht, daß ich mich nicht enthalten kann, ihn um seinen Namen zu bitten.“ — Der junge Mann, als er das hörte, versicherte, ich sei ohne Zweifel im Irrthum, wenn ich glaube, ihn zu kennen, er sei ganz fremd hier, und komme so eben erst an; übrigens heiße er Gottlieb L. — „Freilich, freilich,“ rief ich laut vor Freuden, „du bist's; jetzt weiß ich's; du bist von Hornberg, dein Vater heißt Bernhard L. —, und ich bin dein Better Bland.“ Hiemit faßte ich ihn am Arm, und zog ihn ganz erstaunt in meine nahegelegene Wohnung. Hier gieng erst das Grüßen recht an. Gottlieb war wie im Traum, und ich wunderte mich nicht darüber, als ich seine Geschichte hörte. Er war als Uhrmacher auf Reisen gegangen, hatte lange in Jamaika gearbeitet, sich ein Schönes erspart, und wollte nun nach Hause reisen, um seine alten Eltern noch am Leben zu finden, und ihren Segen zu empfangen. Unterwegs aber traf das Schiff, mit welchem er fuhr, ein heftiger Sturm; es bekam einen Leck, der nicht mehr zu heilen war, und die Mannschaft mußte froh sein, als sie, noch ehe ihr Schiff versank,

einen amerikanischen Zweimaster sahen, der sie aufnehmen konnte. Noch ehe aber dieser in die Nähe kam, löste sich ihr Schiff vollends auf, und so wurden sie, nachdem alle ihre Habe im Meer versunken war, auf Balken und Brettern schwimmend, von der Schaluppe des Zweimasters angetroffen und aufgenommen. Der Zweimaster fuhr nach Philadelphia, und setzte sie dort an's Land. So war Gottlieb, alles Eigenthums beraubt, nur etwas Münze in der Tasche, nach Philadelphia gekommen; und da fiel ihm ein, daß er in Pittsburg einen Verwandten habe, nach welchem er sich eben bei dem Fuhrmann erkundigte, als ich ihn antraf. Man kann sich denken, in welchem Zustand sein Gemüth sich befand, nachdem seine Hoffnung so zusammengebrochen war, und wie der plötzliche Uebergang von der Bekümmerniß zu der Freude, so unerwartet einen Freund zu finden, auf ihn wirken mußte. Nachdem er sich einige Tage bei mir erholt hatte, fand ich ihn stark genug, um ihm zu sagen, daß nach eingegangenen Nachrichten seine beiden Eltern bereits im Grabe liegen. Nun hatte er keine Lust mehr, nach Hause zu ziehen. Sonderbarerweise aber erwachte nun in mir durch die Anregung so vieler alten Erinnerungen die Heimatlust

um so stärker, und ich faßte schnell den Entschluß, das deutsche und schweizerische Vaterland wenigstens einmal wieder zu sehen, und wenn mir's dort nicht gefiele, dann wieder nach Amerika zurückzukehren. Ich übergab daher meinem Vetter Gottlieb mein ganzes Geschäft, und war froh, auf diese Weise an einer alten Schuld etwas abtragen zu können. Das baare Geld, was ich vorrätzig hatte, reichte eben zu einem bequemen Reisegeld; und das wußte ich, daß, wo ich auch hinkommen sollte, mich meiner Hände Arbeit nähren würde. Der Abschied von meinen Freunden war freilich nicht leicht, und ich begreife es bis auf diese Stunde nicht, wie ich mich entschließen konnte, von ihnen wegzugehen; aber ein unwiderstehlicher Zug riß mich fort, und vielleicht wird es mir auch noch klar werden, warum ich nicht in Amerika bleiben sollte. Ich hatte eine glückliche Seereise, stieg in Amsterdam an's Land, und reiste von dort bald zu Fuß, bald zu Schiff bis hieher. Morgen gedenke ich weiter zu ziehen.

Damit schloß Martin seine Erzählung, und da sich's zeigte, daß die drei Reisenden morgen Einen Weg zu machen hatten, so beschloffen sie, jetzt die Ruhe zu suchen, und die beiden übrigen Erzählungen unterwegs anzuhören.

Am folgenden Morgen gieng's rasch Darmstadt zu. Da aber der, welcher im Gasthause zu Frankfurt diese Geschichte erzählen hörte und mir mittheilte, nicht auch dabei gewesen ist, als die beiden Andern auf der Straße nach Darmstadt ihre Geschichte erzählten, so kann ich darüber keine Auskunft geben. Dagegen ist mir eine Reihe von Briefen zugekommen, welche über unsere drei Reisenden weitere Nachrichten enthalten, und überhaupt in unsere Erzählung hereingehören. Ich will sie daher mit einigen Auslassungen mittheilen. Sie sind geschrieben von Wilhelm, einem Sohne Gottfrieds, den ihr oben kennen gelernt habt, an Konrad, den Bruder Gottliebs, des Schiffbrüchigen. Konrad war bei Gottfried in der Lehre gewesen und arbeitete jetzt in Karlsruhe. Wilhelm und Konrad aber hatten einander so lieb gewonnen, daß sie in einem ununterbrochenen Briefwechsel standen.

### Erster Brief.

Lieber Konrad! Du wirst schon durch Philipp erfahren haben, daß mein Vater am Montag voriger Woche an einer Unterleibsentzündung gestorben ist. Du weißt, was ich verloren habe;

auch du hast, besonders seit dem Tode Deiner Eltern, einen treuen Vater an ihm gehabt. Mein Bruder, der Candidat, hat ein Kreuz auf das Grab gesetzt mit der lateinischen Inschrift: *Reseda dolorem: Resurged.* (Stille den Schmerz: Er wird auferstehen.) Dieß hat uns Veranlassung gegeben, *Reseden* auf das Grab zu säen, damit ihr Duft uns mahne an den ewigen Frühling, wo alle Gebeine grünen. — Nächste Woche komme ich zu meinen Onkel in S., und werde vielleicht bei ihm bleiben, bis ich außer Lands gehe. Du weißt, daß er einer der geschicktesten Uhrmacher ist, bei dem ich etwas Bäckeres lernen kann; aber du weißt auch, daß er ein wahrer Christ ist, und daß es in seinem Hause zugeht, wie es in einem Christen Hause sein soll. Ich freue mich daher sehr, zu ihm zu kommen, und hoffe, noch weiteren Gewinn bei ihm zu finden, als für meine Kunst. Gestern stieg ich auf unseren Zura-  
 bergen herum, zum ersten Mal, seit du fort bist. Ach damals war's freilich angenehmer, als wir noch mit einander giengen uns Pflanzen zu holen! Ich fand die *Gentiana acaulis*, die *Saponaria oeymoides*, das *Thlaspi alpestre*, den *Crocus vernus*, und den *Ranunculus alpestris*. In der That, ich weiß meine freie Zeit, welche Andere mit

Spiel und Saufgelagen, oder doch mit leichtsinnigem Geschwätz und elenden Büchern verderben, nicht besser zuzubringen, als wenn ich die Spuren der Weisheit und Macht Gottes in den Werken der Schöpfung aufsuche: und wenn ich in diesem großen Buche der Offenbarung Gottes ein paar Duzend Blätter umgeschlagen habe, und sitze dann auf einem Stein, und lese einige Kapitel in meiner Bibel, so schmecke ich dann erst recht die Süßigkeit des Wortes Gottes. Da blicke ich hinunter in die prächtig geschmückte Gegend mit ihren fruchtbaren Feldern, Gärten, Wäldern, mit ihren Hügeln, Seen, Städten und Dörfern; da drüben liegt vor mir die hohe Alpenkette mit ihren schneebedeckten Gipfeln, rechts von dem glänzenden Montblanc, links von dem breiten Pilatus begrenzt, und dann lese ich im 90. Psalm:

„Herr Gott, Du bist unsere Zuflucht für  
und für. Ehe denn die Berge geworden, und  
die Erde und die Welt geschaffen worden, bist  
Du, Gott, von Ewigkeit zu Ewigkeit. — Du  
lässest die Menschen dahinfahren wie einen  
Strom, und sind wie ein Schlaf; gleichwie ein  
Gras, das doch bald welk wird; das da frühe  
verfodert. (2. A.)“

blühet, und bald welk wird, und des Abends abgehauen wird, und verdorret.“

Dann erhebt sich mein Herz von dem Sichtbaren zu dem Unsichtbaren, und es wird mir wohl. Ist dieses schon so schön, wie schön wird jenes sein!

Dieser Tage sah ich die Schüler des Lyceums in R. in ihren Freistunden herumschlendern. Sie wußten vor langer Weile und Muthwillen nicht was sie treiben sollten, und trieben Unarten. Wie gut wäre es, dachte ich, wenn man diesen Knaben von Kindheit auf Freude an der Natur und Kenntniß ihrer Reichthümer beibrächte, und sie aufforderte, den Unterricht der Schule durch Anschauung sich zu verdeutlichen; oder wenn gar der Lehrer selbst mit ihnen gieng auf ihren Spaziergängen, und ihnen Anleitung gäbe, auf eine lehrreiche Weise in den verschiedenen Naturreichen sich umzusehen. Da würde dann, je nach seinem Geschmack, Einer eine Pflanzensammlung anlegen, ein Anderer eine Muschelsammlung, der Dritte eine Sammlung von Mineralien, oder von Moosen, oder von Käfern u. s. w. Durch Wettseifer käme Eifer unter sie, die müßigen Stunden wären ausgefüllt, und bis in's Alter hinein käme es den Leuten wohl, wenn sie den Dingen, welche ihnen

immer vor Fuß und Augen liegen, auch den Namen geben könnten, wie Adam im Paradiese den Thieren. Doch ich sehe, daß mein Brief zu lang wird, und fast aussieht, wie die Vorlesung eines Professors; und doch bin ich weiter nichts, als der zweiundzwanzigjährige Uhrmacher, dein  
 Freund  
 Wilhelm P.

### Zweiter Brief.

Lieber Konrad! Ich bin das leztmal nicht ganz fertig geworden mit dem, was ich dir sagen wollte, und habe nun auch auf die Einwendungen zu antworten, welche Du in Deinem Briefe gemacht hast. Du sagst: man habe nicht überall Gelegenheit, solche Sammlungen anzulegen, und solche Ausflüge anzustellen, welche der Mühe lohnen. In einer ganz flachen Sandgegend z. B. sei die Reihe von Naturalien aus allen Reichen bald durchgegangen. Allein solche Gegenden gibt es doch bei uns nicht, sondern nur in Norddeutschland, und auch da könnte man wenigstens eine Sammlung von Gräsern haben, und in den Wäldern auf jeden Fall eine erträgliche Ausbeute von Pflanzen finden. Du sagst ferner: es wäre zu befürchten, daß die Knaben zu viele Zeit auf

diese Beschäftigung verwenden, und sie zu einer leidenschaftlichen Spielerei machen, das langweiligere Sprachstudium aber darüber hintansetzen würden. Das könnte im Anfang geschehen, so lange ihnen die Sache noch neu wäre; aber das Gleichgewicht würde sich bald wieder herstellen. Mir ist's nur darum zu thun, daß ein Jüngling, dem doch sonst die Wohlthat der Bildung zu Theil wird, auch ein offenes Auge bekomme für die Schönheiten und Mannigfaltigkeiten der Natur. Ist's nicht eine Schande, daß es bei uns so viele Leute gibt, die alle großen Gebäude des Alterthums an den Fingern herzuzählen, und doch den Granit nicht vom Jurakalk zu unterscheiden wissen! Leute, die ein halb Duzend Sprachen sprechen, und die Sprache der Natur nicht verstehen! Leute, die einen Dürer von einem Kranach zu unterscheiden wissen, aber nicht den Storch vom Kranich. Kurz, die bloße Stubengelehrsamkeit meine ich, obgleich die Uhrmacher auch Stubengelehrte sind. Als ich von jenem Gange nach Hause kam, sagte ich meine Gedanken gleich meinem Bruder, dem Kandidaten, der am Lyceum unterrichtet. Aber da kam ich schön an. Dem ist ein lateinisches Vocabulum lieber als eine Erzstufe, und eine griechische Phrase lieber als ein

ganzer Blumenstrauß. Freilich, wenn die Naturkunde von einem ungläubigen Menschen getrieben wird, oder bloß mechanisch, so gebe ich nichts darnum; aber unter der Hand eines christlichen Lehrers müßte sie auch für die christliche Bildung und Befestigung der Jugend ungemein fruchtbringend werden. Außer dem eigentlichen Religionsunterrichte und der Geschichte gibt es wenige Lehrfächer, welche mit dem Christenthum so verwandt sind, wie eine lebendige Betrachtung der Wunder Gottes in der Natur. Wenigstens meine ich, man habe bei den Blumen und Steinen viel näher an Gott zu denken, als bei der Uebersetzung eines heidnischen Poeten. Wir beide hatten freilich ein besonderes Glück, daß sich der selige Doktor L. unserer so angenommen, und uns in die Kenntniß der Natur, mit beständiger Hinweisung auf das Unsichtbare, hineingeführt hat. Doch, was du drittens einwendest, dazu sage ich Ja und Amen: Wenn nur die Bibel mehr in unseren höheren und niederen Schulen gelesen würde! Dort fehlt's freilich zuerst, und wohl Denen, bei welchen die Eltern zu Hause das nachholen, was in der Schule versäumt wird. Uebrigens wird auch in dieser Beziehung gelten: „Dieses thun, und Jenes nicht lassen.“ Genug davon.

Seit acht Tagen bin ich nun hier in B. bei meinem Onkel, und es ist mir recht wohl in diesem frommen Familienkreise. Hier wird kein leichtsinniges Gespräch geführt, und doch sind wir Alle fröhlich und heiter. Ich denke oft an Dich, da Du nicht das Glück hast, in einem so guten Hause zu sein. Mögest Du nie weit haben zu Dem, der uns täglich nahe ist! Damit grüßt Dich Dein

B.

### Dritter Brief.

Es ist schon lange seit meinem letzten Briefe an Dich, und doch habe ich Dein nicht vergessen. Aber mit dem Brieffschreiben geht's einem wie mit allem Guten, man schiebt's gern auf, und kommt dann von Tag zu Tag schwerer dazu. Vorige Woche war ich in meiner Heimat, und auf meines Vaters Grab. Wie mich's freute, die Reseden so schön aufgegangen zu sehen! Ich nahm ein Schnupstuch voll Erde von diesem Grabe, und einige schöne junge Pflänzchen von den Reseden. Als ich nach Hause kam, füllte ich einen kleinen Blumentopf mit dieser Erde, und steckte die Reseden hinein. Auf ein Täfelchen, das ich an den Stab befestigte, der die Pflanzen

aufrecht hält, schrieb ich die Worte: Reseda dolorem: Resurget. Den Blumenstock verwahre ich in meiner Kammer; Niemand weiß davon. Mit Freuden sah ich gestern, daß die Pflanzen schön gedeihen.

Mein Onkel hat vier Kinder. Der Sohn, welcher das älteste ist, besucht die Schule in A.; die drei jüngeren sind Töchter von sechs, sieben und zehn Jahren. An diesen Kindern habe ich große Freude. Sie sind offen, aufmerksam, und haben den Heiland so lieb wie ihre Eltern, ob sie Ihn gleich noch nie gesehen haben. Die jüngste, Lucie, fragte mich kürzlich: „Hast du den Heiland auch lieb, Wilhelm?“ — Ich antwortete: „Ja, Lucie, ich möchte Ihn gern recht lieb haben.“ — „Wer verwehrt dir's denn?“ fuhr sie fort. — Ich sagte: „Niemand wehrt mir's; aber ich vergesse es so oft, daß man Ihn lieben muß.“ — „Das mußt du nie vergessen!“ erwiederte sie, „Er vergißt ja uns auch nicht.“ — Ein ander Mal fragte sie: „Hat Jesus auch eine Taschenuhr gehabt?“ — Ihr Vater antwortete: „Nein, Kind, damals gab's noch keine Uhren.“ — „Aber,“ sagte sie, „du hast ja heute gelesen, daß der Heiland gebetet habe: Vater, die Stunde ist hier, daß Du Deinen Sohn

verflärest.“ Da mußte Er ja doch auf die Uhr gesehen haben.“ Der Vater sagte ihr nun das Nöthige, und erklärte ihr bei der Gelegenheit, daß man da, wo es keine Uhren gibt, sich nach dem Lauf der Sonne richte. Sie sagte: „Nun will ich auch nicht mehr auf die Uhr sehen, sondern auf die Sonne, weil der Heiland auch auf die Sonne gesehen hat.“ Auf den Sonntag freut sie sich immer besonders, und sagt, die Sonntage kommen ihr weißer vor als die andern Tage.

Gestern hatte ich eine Uhr auszubessern, an welcher ein Zahn aus dem Sperr-Rad gebrochen war. Da fiel mir ein, wie so ein kleiner Fehler gleich eine Unregelmäßigkeit in den ganzen Lauf einer Uhr bringen kann, und wie viel demnach dazu gehört, damit es in unserm innern Laufe immer regelmäßig fortgehe. Es war eine goldene Uhr. Da kam mir auch der Gedanke, wie wenig doch das kostbare Gehäuse dazu beitrage, um das Innere in Ordnung zu erhalten. Eine tombakene Uhr kann ein gutes Werk haben, und eine goldene ein schlechtes, wie ein Mensch unter Gold und Seide oft ein böses Herz verbirgt, und dagegen unter einem groben Kittel oft ein edles Herz schlägt. Wie thöricht ist doch die Eitelkeit der

Menschen, die gewöhnlich nur auf das Aeußere sehen! Ich schliese. Vergiß nicht Deinen

W.

### Vierter Brief.

Dein Schreiben, mein lieber Konrad, habe ich erhalten, und weiß nun also, daß Du nicht mehr in Karlsruhe bist, sondern in Frankfurt. Du schreibst, du seist vom Regen in die Traufe gekommen. Das bedaure ich von Herzen. Aber hast Du denn auch diesen Schritt mit gehöriger Ueberlegung und mit Gebet gethan? Doch ich will daran nicht zweifeln, so wenig als an der Wahrheit des Worts: „Dem Gerechten muß das Licht immer wieder aufgehen, und Freude dem frommen Herzen.“ Gestern besuchte uns ein deutscher Freund aus der französischen Schweiz, den der Onkel schon lange kennt und liebt. Ihre Unterhaltung war mir sehr lehrreich, und ich will Dir nur Einen Punkt aus derselben mittheilen. Es war die Rede von dem Segen, der auf der Befolgung des Gebots liege: Ehre deinen Vater und Mutter. Die Tante fragte: „Warum heißt es denn: Ehre und nicht liebe? Ich meine doch, das wäre natürlicher.“

Hr. Wollau: Eben deswegen, denke ich, weil es so natürlich ist und sich von selbst versteht, daß die Kinder ihre Eltern lieben, ist das nicht ausdrücklich geboten. Diese Liebe ist ein Naturtrieb, der sich sogar bei den Thieren findet, und es ist kein besonderes Verdienst, solche Liebe zu haben; sie nicht zu haben, wäre unnatürlich. Aber seine Eltern ehren als seine Vorgesetzten, als die nächsten Stellvertreter Gottes, und ihnen also gehorsam sein, das ist Gottes Gebot und Forderung an uns.

Tante: Aber es gibt doch Beispiele von Menschen, die ihren Eltern gehorsam gewesen sind, und sich doch nicht zu Gott bekehrt haben. Werden denn diese doch selig, bloß weil sie dieß Gebot nicht verletzten?

Hr. Wollau: Das ist nicht gesagt. Die Verheißung, welche Gott diesem Gebot mitgegeben hat, bezieht sich nur auf dieses Erdenleben: Auf daß dir's wohl gehe. Wer seine Eltern ehrt, dem geht's wohl in dieser Welt: wenn er aber Gott nicht auch ehrt, und seine übrigen Gebote hält, namentlich also das Gebot des Glaubens an den Gekreuzigten, so kann er desungeachtet doch verloren gehen. Und umgekehrt, wenn Einer sich gegen seine Eltern versündigt, so läßt Gott es

ihm zur Strafe dafür hinderlich gehen in dieser Welt; aber gerade das kann vielleicht dazu dienen, daß er dann um so ernstlicher die Gnade Gottes sucht, und für die Ewigkeit gerettet wird.

Der Dufel: Warum aber wird denn ein langes Leben als Verheißung dieses Gebots genannt?

Hr. Wollau: Darum, weil ein langes Leben im Alten Testamente als ein Glück angesehen wurde. Auch die frommen Leute starben ungern; denn damals hatte Christus dem Tode seine Schrecken noch nicht genommen. Jetzt ist das freilich anders.

Der Dufel: Da sieht man die Verkehrt-heit der heutigen Erziehung. Die meisten Eltern meinen, wenn sie ihre Kinder etwas Rechtes lernen lassen, um sie zu großen Leuten in der Welt zu machen und ihnen ein rechtes Vermögen zusammenhäufen, dann sei auf's Beste für sie gesorgt, dann seien sie glücklich; da doch nach dem Wort Gottes Derjenige, welcher es in der Welt gut haben will, seine Eltern ehren soll, um dessen gewiß zu sein.

Hr. Wollau: Allerdings, so ist es. Aber das kommt daher, daß man dem Wort Gottes nicht mehr glaubt. Man fürchtet sich weder vor

seinen Drohungen, noch bemüht man sich um den Segen seiner Verheißungen.

Als Herr Wollau abgereist war — doch ich muß schließen, da ich eben abgerufen werde. Sei herzlich gegrüßt von Deinem

W.

### Fünfter Brief.

Du wirst denken, ich sei Dir ganz untreu worden, da ich Dir dießmal so lange nicht geschrieben habe. Es hatte aber besondere Ursachen, und zwar so wichtige und traurige, daß mir's noch schwer wird, darüber zu schreiben. Bald nach meinem letzten Briefe an Dich wurde Anna, die zweite Tochter meines Onkels, vom Nervenfieber befallen, und zwar so heftig, daß sie bald alle Besinnung verlor, und schon nach drei Tagen als eine Leiche dalag. Du kannst Dir denken, daß nichts versäumt wurde. Der geschickte Arzt gab sich alle Mühe; die Eltern kamen Tag und Nacht nicht vom Bette weg, die Geschwister weinten, Alle beteten, und Alles war vergeblich. Doch nein! ich will nicht so sagen; das Beten ist nie vergeblich, und da wir bei unserm Gebet anerkannten, daß der himmlische Vater besser wisse

als irdische Eltern, was seinen Kindern gut sei, so wollten wir Ihn auch nichts vorschreiben, sondern beteten nur: Herr, wenn's Dein Wille ist! Aber Er wollte nicht, und wird wohl wissen, warum Er nicht wollte. Das gute Kind starb. Die Eltern kostete es freilich ein schweres Opfer! aber wie gut war's, daß sie damals noch nicht wußten, welches schwerere auf sie warte. Als wir von der Beerdigung nach Hause kamen, mußte sich Lucie auch legen. Da gieng's von einem Kummer in den andern. Die Krankheit hatte bei Lucie keine so bedenkliche Gestalt; der Arzt versicherte, sie sei nicht in Gefahr, und versicherte es nach bestem Wissen und Gewissen noch bei seinem letzten Besuche, zwei Stunden vor ihrem Tode. Lucie aber, welche durch die ganze Krankheit hindurch ihre liebliche Heiterkeit behielt, sagte gleich von Anfang an: „Ich gehe zum Heiland und zur Anna.“ Wenn die Mutter weinend fragte: „Aber denkst du denn nicht daran, daß ich dann keine Lucie mehr habe?“ so antwortete sie ganz heiter: „Mutter, sag' nicht so. Deine Lucie ist nicht verloren. Du hast sie immer noch. Nur was verloren ist, hat man nicht mehr; ich aber gehe nicht verloren, sondern bin wohl aufgehoben und an einem Ort, wo du mich wieder

finden kannst.“ Weiter lächelnd schlief sie ein, und erwachte nicht mehr. Der Schmerz der Eltern war groß. Der Vater faßte sich nach der Beerdigung zuerst wieder, und einige Tage darauf sagte er zur Tante: „Mutter, ich habe mich geprüft, und habe gefunden, daß ich einer solchen Anmahnung und Züchtigung bedurfte. Ich war am Schläfrigwerden; es gieng Alles so gut, daß es mir anfieng, wohl zu gefallen auf dieser armen Erde, und ich des himmlischen Vaterlandes nicht mehr so sehnüchtig gedachte. Weißt du noch, wie neulich so trübes dumpfes Wetter war, daß man keine Sonne mehr sah, da steng unsere Schwarzwälder-Uhr dort an der Wand auf einmal an, stille zu stehen. Ich mußte den Hammer auf das Gewicht legen, um sie wieder zum Gehen zu bringen. Als aber der Hammer ein paar Tage darauf gelegen war, da konnte ich ihn wieder wegnehmen, und sie gieng wieder fort, wie vorher. So ist mir's auch gegangen. Meine Uhr wollte stille stehen. Da legte Gott ein schweres Gewicht auf, um sie in Gang zu bringen. Wir wollen hoffen, daß es schwer genug gewesen sei.“

Du glaubst nicht, wie es in unserm Hause so still geworden war. Immer meinte ich, die

lebhaft Lucie müßte herbeikommen, und mir mit ihren Erzählungen das Herz erheitern. Linchen, die älteste, saß traurig in einem Winkel; die Thränenquellen der Mutter floßen im Stillen den ganzen Tag, der Vater hieng seinen Gedanken nach. Alle Freude war verschwunden. So gieng's vier Wochen fort; ich hatte allen Muth zum Schreiben verloren, und hoffte im Stillen auf bessere Zeiten. Gitle Hoffnung, die von Gottes Wegen nichts weiß, und nicht in die Zukunft blicken kann! Auch Linchen wurde krank. Sie war gefaßt zum Sterben, und hatte seit dem Tode ihrer Schwestern keinen andern Gedanken gehabt. Die Eltern mögen wohl auch etwas davon gemerkt haben, und daher mitunter der schwere Druck gekommen sein, der auf ihrem Gemütthe lag. Vom Sterben wollte Linchen nichts hören. „Heißet's nicht Sterben!“ sagte sie. „Wenn man eine Blume aus der Rabatte nimmt, und in einen Blumenscherben setzt, weil's ihr im Garten zu kalt ist, so sagt man ja nicht, die Blume sei gestorben.“ „Schlafen möget ihr's nennen,“ sagte sie ein andermal; „da denkt man auch gleich an's Erwachen, und ich werde wohl nicht lange schlafen. Der Heiland weckt mich gewiß bald.“

Mit Erstaunen bemerkte ich, wie gefaßt Linchens Eltern während ihrer Krankheit waren; als ob der Druck von ihrem Gemüthe gewichen wäre, sobald es ihnen klar wurde, auf was es hier ankam. Sie stellten zwar inständig zum Herrn: Er wolle doch so gnädig sein, und dieses Opfer nicht auch von ihnen fordern; als sie aber sich überzeugt hatten, daß es mit ihrem Kinde zum Sterben gehe, so konnten sie auch, kraft einer besonderen Stärkung von Oben, sagen: „Der Name des Herrn sei gelobet!“ Am achten Tage der Krankheit entschlief Linchen. Eine Menge Menschen von hier und der Umgegend begleiteten sie zum Grabe; denn allenthalben erregte die schwere Prüfung, welche den guten Eltern auferlegt wurde, lebhaftes Theilnahme. Aber nun, als die Freunde alle sich entfernt hatten, und wir allein im Hause waren, Alles so still, Alles traurig — da wollte fast der Glaube wanken, und der Muth brechen. Wie hätte ich trösten können! ich war selbst im Innersten betrübt. Da fiel mir mein Blumentopf ein, der in meiner Kammer stand. Ich eilte hinauf, schrieb eine neue Inschrift, und brachte ihn herunter. Drei Nieseden blühten voll und lieblich neben einander. „Sehen Sie,“ rief ich den gebeugten Eltern zu,

„dieß ist die Erde von meines Vaters Grab, und aus derselben sind diese drei Reseden gewachsen; und sehen Sie, was hier steht: Reseda dolorem; Resurgent; Stille den Schmerz: Sie werden auferstehen!“ — „Ja, ja,“ sagte der Dunkel, „du hast Recht; sie werden auferstehen, und ihre Auferstehung wird Freude sein.“ — Auch die Tante richtete sich an diesem Bilde auf, und wurde muthiger. „Laß die Blümlein hier stehen,“ sagte sie zu mir, „ich will sie pflegen, und so oft ich sie ansehe, an die Auferstehung meiner Kinder denken, und mich trösten und freuen.“

Am folgenden Tage kam ein Freund aus einem benachbarten Orte, und brachte folgendes Lied zum Trost der bekümmerten Eltern:

In eines Gärtchens Mitte  
Sah man, mit treuem Müß'n  
Gepfleget, noch die dritte  
Von dreien Lilien blüß'n.  
Die andern hatten eher  
Geneigt das bleiche Haupt;  
Doch diese sproßte höher,  
Von reichem Grün umlaubt.

Es schaut mit zarten Sorgen  
Sie oft der Gärtner an;  
Und hält sie wohl geborgen,  
Wann rauhe Winde nah'n.

Er späht mit trüben Blicken  
Nach hellem Sonnenschein:  
Wie wird es ihn erquicken,  
Wenn er sie sieht gedeih'n!

Doch ach! wo ist sein Hoffen!  
Denn seine Blume hat  
Ein böser Thau getroffen:  
Da hängt sie welk und matt.  
Das blasse Haupt gesunken,  
Der schlanke Stamm geknickt;  
Verlösch't die Lebensfunken,  
Der Blüthentrieb erstickt.

Wohl strömen seine Thränen;  
Es fehlt der Lebenssaft:  
Wohl steigt sein schmerzlich Sehnen:  
Ach wo ist neue Kraft!  
Was helfen seine Stützen  
Der welken Lilie!  
Das Leben kannst du schützen;  
Nicht das Gestorbene!

Und als mit dunkler Hülle  
Die Nacht das Gärtchen deckt',  
Da wurde in der Stille  
Des Gärtners Ohr geweckt.  
Der Herr des Gartens sandte  
Den Boten mild und hold,  
Der aus dem Gartenlande  
Gestorb'ne Blumen holt.

Er pflanzt sie in die Beete,  
Wo tausend and're steh'n,  
Die nicht in dieser Lede,  
Erst dort die Reife seh'n,  
Wo ew'ge Frühlingslüfte  
Das Kränkelnde erneu'n,  
Und auch die Grabesdüfte  
Zum Lebenshauch gedeih'n.

Gern möcht' der Gärtner schauen,  
Wo seine Lilien blüh'n:  
Ein Blick in jene Auen —  
So reich, so lebensgrün —  
Wie würd' er ihn erquicken!  
Doch hohe Mauern steh'n,  
Zu wehren seinen Blicken:  
Vergeblich ist sein Fleh'n.

Nun warte nur, o Gärtner,  
Und stille deinen Schmerz!  
Bald kommt auch dir der Pfortner,  
Und führt dich morgenwärts,  
Wo deine Lilien schimmern  
Im vollen Sonnenlicht:  
Drum laß das bange Kummern,  
O Gärtner, weine nicht!

Allmählig stillte sich nun der Schmerz; doch werden die Wunden schwerlich ganz vernarben. Wie schwer hält es doch, bis wir bei Allem, was uns begegnet, mit freudiger Herzensüberzeugung

sagen können: „Was Gott thut, das ist wohl gethan!“ Doch kann es einem Ernst sein, wenn man es auch unter Thränen sagt.

Mein Brief ist länger geworden, als ich dachte. Der Schmerz macht sonst einsilbig: aber einem theilnehmenden Freunde ihn aufdecken, lindert ihn. Es ist, als ob man demselben einen Theil seines Schmerzes abgeben könnte. Schreibe bald Worte des Trostes an Deinen aufrichtigen Freund W.

### Sechster Brief.

Lieber Konrad! Ich habe Deinen Brief empfangen, und mit Freude in demselben gelesen, daß Du in Frankfurt gleichgestimmte Freunde gefunden hast, mit welchen Du Deine Freistunden auf eine nützliche Weise zubringen kannst. Ich habe gar keinen Freund meines Alters, und bin auf den seit unserm großen Verlust so klein gewordenen Familienkreis unseres Hauses beschränkt. Wenn es aber Lücken gibt in einem Kreise, dann rücken die übrigen desto näher zusammen, und der Kreis wird enger. So ist es auch bei uns, und es kommt mir vor, ich sei um eine Stufe höher gestiegen, vom Nessen zum

Sohne: so viel näher fühle ich mich dem Onkel und der Tante gerückt. Zuweilen vergesse ich mich, und sage Vater und Mutter, was mir natürlich nicht übel genommen wird.

Kürzlich war hier ein fremder Uhrmacher zum Besuch, der erzählte von einer großen, künstlichen Uhr, die ein gewisser Pfarrer Hahn verfertigt hat. Diese Uhr zeigt den Lauf der Planeten an, und zwar bewegen sie sich alle in derselben Zeit um die Sonne, wie dieß in der Natur der Fall ist. Dieses große Kunstwerk ist aber nicht mehr im Gang, und seit dem Tode des Verfertigers soll es Niemand gewagt haben, eine Herstellung des gestörten Mechanismus vorzunehmen. Die Erzählung von dieser Uhr gab Veranlassung zu einem Gespräch über die Vorstellung mancher Menschen, welche die Welt auch als eine Uhr ansehen, die Gott bei der Schöpfung aufgezo- gen und dann sich selbst überlassen habe, daß sie nun nach den ihr eingepflanzten Gesetzen ablaufe, ohne daß Gott weiter in ihren Lauf eingriffe, oder sich etwas um sie bekümmerte. Der fremde Uhrmacher, Herr Guillon, schien sehr geneigt, diese Ansicht zu vertheidigen: der Onkel aber wollte nichts davon wissen. „Ich stelle mir,“ sagte er, „die Sache ganz anders vor. Ich möchte

die Welt nicht mit einer Uhr vergleichen, sondern eher mit dem Leibe des Menschen. Da ist zwar auch etwas der Uhrfeder Aehnliches, welche das Uhrwerk im Gange erhält, nämlich der Kreislauf des Blutes, welches in alle Theile des Körpers dringt, und ihnen Wärme und Bewegung mittheilt; aber das, was den Leib belebt und regiert, ist der Geist des Menschen, und wenn der den Leib verläßt, so ist dieser todt, und die Bewegung hört auf. So wenn sich Gott aus der Welt zurückziehen, und sie sich selbst überlassen würde, so wäre die Welt todt, und alle Bewegung hörte auf. Darum sagt Paulus: In Ihm leben, weben und sind wir. Wir haben also einen lebendigen Gott, und darum auch eine lebendige Welt, die keine Uhr ist."

Herr Guillon wollte damit nicht einstimmen, und sie stritten ein Langes und Breites darüber. Endlich blieb Jeder auf seiner Meinung; ich aber glaube, daß der Onkel Recht gehabt hat.

Gegenwärtig lese ich den Propheten Jesaias. Ich verstehe vieles nicht; was ich aber verstehe, ist so wichtig und herrlich, so lehrreich und tröstlich, daß ich fast nicht genug bekommen kann, und jedes Kapitel zweimal lese. Gibt es doch auch manche Früchte, die zwar reif vom Baume fallen,

aber doch erst genießbar sind, wenn man sie vorher auf ein paar Monate in den Keller gelegt hat. Damit meine ich aber nicht bloß das Behalten im Gedächtniß. Von der Maria heißt's: „Sie bewegte die Worte in ihrem Herzen.“ Wenn der Same des Wortes Gottes nicht in den Acker unserer Herzen fällt, sondern auf den Fruchtboden des Gedächtnisses, so kann er keine Frucht bringen.

Nun, lebe wohl, und bete auch für Deinen  
W.

### Siebenter Brief.

Raum sind vier Tage vorüber, mein lieber R., seit ich meinen letzten Brief an Dich abgeschickt habe, und schon wieder sitze ich da in meinem Kämmerlein, um Dir zu schreiben. Wie wirst Du Dich wundern, wenn Du den Inhalt dieses Briefes gelesen hast! Denk' nur, vorgestern sind die drei Brüder Bland hier angekommen, Deine Bettern, von welchen der älteste in deinem elterlichen Hause in Hornberg aufgezogen wurde. Er läßt Dich auf's Herzlichste grüßen, und bedauert es unaussprechlich, daß er nichts von Deinem Aufenthalt in Frankfurt wußte: denn — was wirst du dazu sagen? — er ist über Frankfurt gereist! Ja,

was noch mehr ist und fast an's Wunderbare grenzt, er ist dort mit seinen Brüdern zusammengetroffen, ohne daß einer etwas vom andern gewußt hatte. Sie kamen alle drei aus Amerika, waren zu verschiedener Zeit dort abgereist, und die drei Schiffe, auf denen sie die Reise machten, mußten nebst vielen andern, die vor dem Teget zusammenkamen, auf ruhigere Bitterung warten, um in den Haven von Amsterdam einlaufen zu können. Von da giengen sie auf verschiedenen Wegen weiter, und kamen an Einem Tage in Frankfurt an, der eine über Mainz, der andere über Wiesbaden, der dritte zu Wasser. Sie waren alle drei von christlichen Freunden in das Gasthaus zur Stadt Amsterdam empfohlen worden, und dort trafen sie zusammen; aber keiner kannte den andern. Der älteste erzählte seine Geschichte\*) und da er gelegentlich auch seinen Namen nannte, so merkten die Andern bald, wen sie vor sich hatten, aber jeder von ihnen wollte auf eine andere Gelegenheit warten, um sich zu entdecken. Am folgenden Morgen, als sie mit einander auf der Straße giengen, die nach Darm-

---

\*) Dieß ist dieselbe Geschichte, die wir oben schon gehört haben.

stadt führt, fieng der zweite, Christoph, also an:  
„Mein Vater hieß Peter Bland, und wohnte in  
einem Dorfe unfern des Neuschateler See's.“ —  
„Was?“ riefen die beiden Andern, wie mit einem  
Munde: „Der war ja auch mein Vater.“ —  
Und nun denke dir das dreifache Erstaunen, das  
Grüßen, das Umarmen! So etwas läßt sich nicht  
schildern. Ich möchte dabei gewesen sein. Als  
die ersten stürmischen Hin- und Herfragen besei-  
tigt waren, setzten sie ihren Stab weiter, und die  
Erzählung der beiden jüngern Brüdern wurde  
natürlich jetzt mit verdoppelter Theilnahme ange-  
hört. Christoph fuhr fort: „Ihr wisset, daß ich  
schon in meinem fünfzehnten Jahre von einem  
reichen reisenden Kaufmann als Bedienter ange-  
nommen wurde, und nachdem ich lange mit ihm  
auf dem festen Lande umhergereist war, machte  
ich auch die Reise mit ihm nach Surinam, wo er  
bedeutende Besitzungen hatte. In seinem Hause  
in der Domine-Straße war das Handlungs-  
Comptoir, wo ich vorläufig als Packer Dienste  
leistete, nach und nach aber auch Schreiben, Rech-  
nen, und was sonst zu einem Kaufmann gehört,  
lernen durfte. Ich wurde gut behandelt, und  
hatte reichlichen Lohn, den Sonntag brachte ich  
gewöhnlich in dem Brüderhause in der Steenbak-

fers-Straße zu, wo ich an allen Versammlungen Antheil nahm, und mich für das trockene Zahlengeschäft, das ich in der Woche treiben mußte, entschädigte. Die Bibel handelt zwar auch, wie die kaufmännischen Bücher, von lauter Sollen und Haben, von Gläubigern und Schuldnern, von Gewinn und Verlust; aber die Güter, welche in der Bibel beschrieben werden, sind von ganz anderer Art als die vergänglichen Kaufmannsgüter. Während ich daher in der Woche mit dem Verkauf von Zucker, Kaffee und Baumwolle beschäftigt war, freute ich mich immer auf den Sonntag, wo ich den verborgenen Schatz im Acker besuchte, Wein und Milch, beides umsonst, kaufte, und meinen Glauben wieder stärken und meine Hoffnung erfrischen ließ.

So hatte ich eine Reihe von gesegneten Jahren verlebt, und mir eine schöne Summe erspart, welche ich bei meinem Prinzipal stehen hatte, und mit welcher ich mich einst im lieben Vaterlande niederzulassen gedachte, das ich nie vergaß. Aber mein Lustschloß war nicht auf den ewigen Fels gebaut, darum stürzte es zusammen. Mein Herr hatte mich auf eine seiner Plantagen, südwestlich von der Stadt, geschickt, um da ein paar Wochen lang die Aufsicht für einen Direktor zu führen,

der krank geworden war. Als er sich wieder erholt hatte, fuhr ich auf dem Surinam-Fluß in die Stadt zurück. Oberhalb derselben stieg ich an's Land, und gieng die Saramacca-Sträße hinunter. Auf der Brücke, die über den Kanal in der Steenbaffers-Gracht führt, standen einige Leute, die mit schadenfrohem Lächeln auf mich deuteten. Ich wußte nicht, was dieses Deuten bedeuten sollte. Ich gieng an dem Holzmarkt vorbei über den Waterkant, weil ich in des Gouverneurs Hause etwas zu thun hatte. Ueberall Blicke, die mich theils mit Bedauern, theils spöttisch betrachteten. In des Gouverneurs Hause erfuhr ich, daß mein Prinzipal sich vor einigen Tagen heimlich auf einem Schiff geflüchtet, und sein Geschäft in der größten Zerrüttung und äußerst verschuldet zurückgelassen hatte. Mir war dieß unbegreiflich: denn so viel ich von seinen Rechnungsbüchern Einsicht hatte, so war Alles in der besten Ordnung. Mit niedergeschlagenen Augen eilte ich nun den heiligen Weg hinauf, an welchem unser Haus stieß, und fand hier Alles in der größten Verwirrung. Auf alle Vorräthe war Beschlagnahme gelegt: meine Kleider und sonstige Habe durfte ich mitnehmen; aber mein ganzes Kapital, das in dem Geschäft meines Herrn an-

gelegt war, blieb verloren. Gott erwies mir die Gnade, daß ich dieß mit ruhigem Gleichmuth annehmen konnte, und dem ungläubigen Gedanken kein Gehör gab: „Was werden wir essen? Was werden wir trinken? Womit werden wir uns kleiden?“ Ich konnte es meinem himmlischen Versorger fest zutrauen, daß Er es mir nie an dem Nöthigen werde fehlen lassen. Doch wirkte dieser Vorfall so viel, daß ich des längern Bleibens in Paramaribo überdrüssig wurde, und ernstlich darauf dachte, in's Vaterland zurückzuführen, ob es gleich demüthigend ist, nach so langer Abwesenheit nichts mit nach Hause zu bringen, als was auf dem Rücken hängt. Mit Hilfe meiner kleinen Baarschaft, und dessen, was ich aus dem Verkauf alles Entbehrlichen erlöste, konnte ich die Reisekosten bestreiten, und für das Uebrige verlasse ich mich auf meinen Gott, und weiß, daß, wer arbeiten kann und mag, und das Ora noch vor das Labora setzt, nie Hunger leiden darf.“

So erzählte Christoph, und wenn mein Brief nicht zu lang werden soll, muß ich hier aufhören, und das Uebrige dem nächsten vorbehalten. Es soll nicht lang anstehen. Gott befohlen! Er

führe uns auch so, daß wir mit Seinen Wegen lernen zufrieden werden!

Dein W.

### Achter Brief.

Lieber K.! Ich habe dir noch die Geschichte des jüngsten der drei Brüder, des Leonhard, mitzutheilen. Doch ich lasse auch ihn am liebsten selber erzählen, wie er auf der Straße nach Darmstadt, und vor einigen Tagen in unserm Hause, erzählte.

„Ich hütete mehrere Jahre die Schafe unsers reichen Nachbarn Cognard auf den hohen Wälden des Jura, und um nicht, wie so viele Schafhirten thun, müßig gehen zu müssen, suchte ich die mancherlei Pflanzen kennen zu lernen, die unter meinen Füßen und über meinem Haupte wuchsen. Ein alter Schäfer, der nicht ferne von mir waidete, und die Pflanzen und ihre Kräfte genau kannte, schenkte mir das alte Zorn'sche Kräuterbuch, und gab mir Anleitung, wie ich es gebrauchen könnte. Nun bemühte ich mich von früh bis in die Nacht, die Abbildungen der Pflanzen, die ich gefunden hatte, in dem Buche aufzusuchen, wozu ich natürlich Anfangs lange

Zeit brauchte. Manchmal aber mußte ich meinen Eifer sauer büßen. Während ich mit der größten Emsigkeit in mein Buch vertieft war, lief bald da bald dort eines meiner Schafe abseits, und ich mußte die Verirrten zuweilen Stundenlang suchen. Dieß entleidete mir jedoch meine Beschäftigung nicht. Ich ruhte nicht, bis ich alle Pflanzen, die in meiner Nachbarschaft wuchsen, sammt ihren Heilkräften kannte; und mein glückliches Gedächtniß kam mir dabei so zu Statten, daß ich noch jetzt von jeder etwas wichtigeren Pflanze den Fundort angeben könnte. Aber mein ruhiges Leben wurde bald gestört. Ich mußte Soldat werden, und Gott fügte es durch seltsame Umstände so, daß ich mit einem französischen Regiment nach Spanien kam. In solcher Gesellschaft verlor ich vollends mein bißchen Christenthum, und wurde ein leichtsinniger, ausgelassener Mensch, der nur dann nach dem Himmel sah, wenn das Wetter sich änderte. O wie sehr hatte ich damals meines Gottes vergessen! Unser Regiment wurde nach Lissabon beordert, wo wir bald nach der Abreise des Königs eintrafen. Hier wurde ich mit einem deutschen Kaufmann, Namens Angelwert, bekannt, der keine Familie hatte, und dem es unter der französischen Herr-

schaft in Lissabon bald entleidete. Er entschloß sich daher, Alles zu verkaufen und nach Brasilien zu ziehen. Er redete mir zu, mitzugehen, und ich hatte große Lust. Aber wie vom Regiment loskommen? Der Abschied, um welchen ich bat, wurde mir verweigert; und ich war leichtsinnig genug, zu desertiren. Unter dem Schutze der Nacht, entkamen wir auf ein englisches Schiff, das uns in wenigen Wochen nach Rio de Janeiro brachte. Herr Angelwert kaufte eine Fazenda (Landgut), und machte mich zum Oberaufseher seiner Sklaven. Da war ich auf dem besten Wege, um aus einem leichtsinnigen auch ein gefühlloser, hartherziger Mensch zu werden: und hätte nicht der barmherzige Gott ein besonderes Augenmerk auf mich gehabt, wohin würde ich gekommen sein!“ —

„Unsere Fazenda lag am Fuße eines Gebirges, das mit hohen und prächtigen Urwäldern dicht bewachsen war. Schlingpflanzen wanden sich von einem Baume zum andern, und machten die Wälder zu einem fast undurchdringlichen Dickicht, in welchem am hellen Tage die Dunkelheit der Nacht herrschte. In der Luft flogen die in den glänzendsten Farben prangenden Vögel und die prächtigen Schmetterlinge zu Tausenden

umher, und aus dem üppigen Erdreich sproßten die mannigfaltigsten, herrlichsten Pflanzen und Blumen, an welchen sich meine ganze Kräuterkunde zu Schanden studirte. Fast Alles war mir fremd, und ich hatte hier kein Kräuterbuch, um die Namen aller dieser wunderbaren Gewächse und ihre Eigenschaften kennen zu lernen. Nun geschah es, daß Herr Angelwert, der mir sein ganzes Vertrauen geschenkt hatte, und dessen einziger Gesellschafter ich war, schwer krank wurde. Er litt an der Lunge, und warf häufig Blut aus. Ich erinnerte mich, daß in meinem Kräuterbuche die Wurzel der *Lappa major* (Gründwurzel) als sehr wirksam unter solchen Umständen gepriesen war, und daß ich selbst ehemals bei meinen Schafen in Lungenkrankheiten von derselben Gebrauch gemacht hatte. Da ich nun kürzlich eine Pflanze wahrgenommen hatte, welche der *Lappa major* sehr ähnlich sah, so gieng ich ohne Weiteres hin, um dieselbe zu holen: denn ein Arzt war nicht so leicht zu bekommen. Herr Angelwert nahm die Arznei, welche ich ihm zubereitet hatte, und von Stund an wurde er — kränker als vorher. — Jetzt erst fiel mir meine Unvorsichtigkeit auf's Herz. „Bist du auch gewiß, daß diese Pflanze dieselbe ist, die am Jura wächst?

Und wenn sie auch wirklich ganz so aussieht, wird sie hier in diesem heißen Klima dieselben Eigenschaften haben, wie unter dem gemäßigten Himmelsstrich deiner Heimat? Könnte sie nicht vielleicht eine Giftpflanze sein, und dieselbe Aehnlichkeit mit der heilsamen haben, wie der Lorch mit dem Getreide? — Wenn du deinen Herrn vergiftet hättest!!“ — Die Angst schnürte mir bei diesem Gedanken das Herz zusammen, das Blut schoß mir in den Kopf, die Thränen in die Augen; ich mußte mich schnell von dem Krankenbett meines Herrn entfernen, und eilte auf mein Zimmer. Aber was anfangen? Wo Hilfe suchen? Die Brustbeengung des Patienten stieg zu einer erschreckenden Höhe; kaum hatte ich ihn verlassen, so rief man mich schon wieder herbei, und verlangte Rath und Hilfe. Denket euch meine Noth und Beklemmung. In diesem Augenblick fiel mir wie ein heller Lichtfunke von Oben der Gedanke in die Seele: „Bete; Gott kann helfen!“ Ich versprach, bald mit Hilfe zu kommen, eilte wieder auf mein Zimmer, schloß hinter mir zu, und warf mich auf die Kniee nieder. Aber nun fiel mir, statt Licht und Trost, ein ganzer Berg von Vorwürfen und Selbstanklagen auf's Herz. Meine Kinderjahre traten mir vor die Augen, die

Lehren und Ermahnungen meiner frommen verewigten Eltern, alle meine Sünden im Soldatenstand, mein ganzer Leichtsinm und meine Gottesvergessenheit seit so vielen Jahren: alle diese Erinnerungen schlugen wie Feuerflammen über mir zusammen. „Jetzt willst du beten,“ hieß es in meinem Innern, „nachdem du deinen Gott so lange auf die Seite gesetzt und vernachlässiget hast? Meinst du, Er werde nun gleich mit Seiner Hilfe bereit sein?“ Dann stand wieder der Kranke vor mir, und die große Gefahr, in welcher er schwebte, und wie jeder verlorne Augenblick diese Gefahr steigerte. „Wenn er stirbe, und ich wäre sein Mörder! Wo sollt' ich dann Ruhe finden!“ — Todesangst packte und schüttelte mich; kalter Schauer rieselte durch meine Glieder. Ich steng an, aus dem tiefsten Grunde meines Herzens zu Gott zu schreien: „O Herr, erbarme Dich! Hilf mir aus dieser großen Noth! Ich will ja gewiß in Zukunft ein anderer Mensch werden, und Dir tausendmal danken! Hilf mir nur diesmal!“ So schrie ich fort, bis Ruhe und Frieden in mein Herz kam, und ich innerlich versichert war, daß mein Gebet erhört sei. Dann gieng ich gefaßt in's Krankenzimmer, und sagte dem Kranken: „Es wird besser werden.“ Zwar

wichen die Anfälle noch nicht, und mein Glaube wurde recht auf die Probe gestellt; aber ich ließ nicht nach, innerlich zu stehen und zu ringen; und in der Nacht brach sich die Krankheit. Von da an wurde es mit jeder Stunde zusehends besser, und bald darauf war er wieder ganz hergestellt. Herr Angelwert war ganz der Meinung, als hätte ihn meine Arznei kurirt; als er aber das erste Mal sich gegen mich so äußerte, wie wenn er mir sein Leben zu verdanken hätte, so entdeckte ich ihm Alles ganz aufrichtig, und forderte ihn auf, Gott allein die Ehre zu geben, da er blos durch die Gnade Gottes noch am Leben sei. Er war ganz erstaunt, das zu hören: denn Gott war ihm so fremd, als Er mir lange gewesen war; und er hatte eben auch, wie so Viele, gedankenlos in den Tag hineingelebt, unbekümmert, was einst in der Ewigkeit aus ihm werden sollte. Als ich seine Unwissenheit in göttlichen Dingen merkte — denn er hatte nicht einmal eine christliche Erziehung genossen — dachte ich darauf, irgendwo eine Bibel ausfindig zu machen, um ihm und mir in der Erkenntniß der Wahrheit weiter zu helfen. Mit großer Mühe trieb ich endlich in der Hauptstadt, wohin ich in Geschäften gereist war, ein englisches Testament

bei einem Schiffskapitän auf, und da wir beide englisch verstanden, so war ich einstweilen sehr froh. Nun machten wir uns mit Eifer daran, in diesem Buche gemeinschaftlich zu lesen, und noch ehe wir zu Ende waren, hatte Herr Angelwert, unter dem Beistand des Geistes Gottes, schon so viel gefaßt, daß er auch anfieng, in seinem Kämmerlein zu beten, und Gott um Vergeltung seiner Sünden anzurufen. Gott war auch so gnädig, ihm die Erleuchtung zu schenken, durch welche er über sein Herz und über die Gesinnungen Gottes Aufschluß bekam; und als er Friede mit Gott gefunden hatte, wußte er seine Freude darüber, daß Gott mich zu ihm geführt habe, um ihm sein Elend aufzudecken, nicht genug auszudrücken. Wir waren von da an Ein Herz und Eine Seele; er behandelte mich wie einen Sohn, und versicherte täglich: nun erst habe sein Leben einen Werth für ihn, weil er es jetzt als eine Gnadenzeit betrachten gelernt habe, in welcher man sich vorbereiten könne für die Ewigkeit! Wie gut hätten wir es bei einander haben können! Aber eine dringende Angelegenheit nöthigte ihn zu einer Reise nach Neu-York, und es schien ihm eine wahre Erleichterung zu gewähren, als ich ihm anbot, diese Reise für ihn zu machen

und so bald als möglich zurückzukehren. „Ich werde jede Stunde zählen,“ sagte er, „bis ich dich wieder sehe, und wenn du zurückkehrst, triffst du mich nicht mehr hier, sondern in Rio. Sobald ich Gelegenheit finde, will ich die Fazenda verkaufen; ich mag keine Sklaven mehr haben, seit daß ich selbst aufgehört habe, ein Sklave der Sünde zu sein.“ Am letzten Morgen, ehe ich abreiste, zog er seine goldene Sackuhr heraus, legte sie aus einander, machte die Feder los, und schrieb mit Scheidewasser seinen Namen darauf. Dann übergab er sie mir mit den Worten: „Die Uhrfeder ist das Herz der Uhr; du nimmst mein Herz und meine Freude mit dir fort, und ich werde mich erst dann wieder freuen, wenn ich dich gesund wieder sehe. Bewahre diese Uhrfeder wohl, als Erinnerungszeichen, wie lieb du mir bist, und wie sehr ich mich nach deiner Rückkehr sehne. Solltest du mich wider Verhoffen nicht mehr beim Leben antreffen, so ist Alles dein, was ich hinterlasse.“ — Ich nahm die Uhrfeder in Verwahrung, verabschiedete mich unter vielen Thränen von meinem theuren väterlichen Freunde, und bestieg ein nordamerikanisches Schiff, welches Mehl nach Rio gebracht hatte.

Nach einer langwierigen und beschwerlichen

Seereise gelangte ich endlich wohlbehalten nach Neu-York, und machte mich sogleich daran, meine Aufträge zu besorgen. Sie waren schwieriger, als ich gedacht hatte, und hielten mich zwei Monate hin. Nun eilte ich mit großem Verlangen, um wieder zu meinem lieben Freund zurückzulehren. Aber auch die Heimreise dauerte wegen stürmischer Winde ungewöhnlich lange, und nachdem wir nicht weit von der Küste beinahe noch Schiffbruch gelitten hatten, stieg ich nach einer siebenmonatlichen Abwesenheit in Rio an's Land. Ich erkundigte mich sogleich, ob Herr Angelwert noch auf der Fazenda wohne, oder schon in die Stadt hereingezogen sei; aber — denkt euch den Schrecken! — man sagte mir, er sei zwar hereingezogen, aber vor acht Tagen an einer schnellen Krankheit gestorben. Fast bewusstlos wankte ich nun auf seine Wohnung zu, und fand da lauter fremde Gesichter, und die Gerichtspersonen eben damit beschäftigt, die Hinterlassenschaft meines theuren Freundes zu ordnen. Welch' ein widerlicher Anblick waren diese kalten, theilnahmslosen Gesichter für mich, der ich mich so gern in der Stille hingesezt hätte, um mich über meinen großen Verlust auszuweinen! Aber ich war nun fremd in diesem Hause, und wurde auch so behan-

delt. Zwar versicherte ich dem Beamten, daß mich der Verstorbene zu seinem Erben ernannt habe; allein man fragte mich ganz kalt, ob ich einen schriftlichen Beweis dafür in Händen habe. Daran fehlte es. Die Leute kannten mich nicht einmal dem Namen nach. Endlich fiel mir meine Uhrfeder ein, und ob ich gleich im Augenblick mir nicht denken konnte, wie diese etwas beweisen könnte, zog ich sie doch hervor, und sagte: „Sehen Sie, meine Herren, diese Uhrfeder gab mir der Verstorbene vor meiner Abreise aus seiner goldenen Sackuhr heraus, zum Beweis, wie nahe ich ihm stehe, und schrieb seinen Namen darauf. Wenn Sie nachsehen wollen, werden Sie finden, daß die Uhrfeder in der Uhr fehlt, und daß diese hineingehört.“ — Den Beamten kam das sonderbar vor, und aus Neugierde holten sie wirklich die Uhr herbei, und öffneten sie. Da fand sich denn wirklich, daß keine Uhrfeder darin war; statt derselben lag ein kleiner Zettel in der Uhr, auf welchem Folgendes stand:

„Der Besitzer der hier fehlenden Uhrfeder, Leonhard Bland, soll der Erbe meines ganzen Vermögens sein. Dieß ist mein letzter Wille.

Adam Angelwert.“

Diesem Zettel war auch noch das kleine Handsigill des Verstorbenen aufgedrückt. Die Herren machten so große Augen wie ich: denn auch ich hatte nichts von diesem Zettel gewußt. Nachdem sie ihn wiederholt von allen Seiten besehen hatten, sagte Einer von ihnen: „Dieser Zettel kann zwar nicht die Stelle eines gültigen Testaments ersetzen; da aber Niemand vorhanden ist, der rechtmäßige Ansprüche auf die Erbschaft vorzubringen hätte, und doch der letzte Wille des Erblassers unzweifelhaft aus diesen wenigen Zeilen erhellt, so ist dieß ein Fall, der der höheren Behörde zur Entscheidung vorgelegt werden muß.“ — Das geschah denn auch, und die Behörde entschied, daß in diesem besonderen Fall das Gesetz eine Ausnahme gestatte, und die Erbschaft nach den gewöhnlichen Abzügen an den Leonhard Bland ausgeliefert werden könne. Nun hätte ich freilich ein bequemes Leben in Rio führen können; aber der Gedanke machte mich immer unruhig: du weißt nicht, ob deine Geschwister nicht vielleicht in der Noth sind, und dich hat der Herr so reichlich mit irdischem Gut gesegnet, daß du ihnen helfen könntest: eile und suche sie auf! Auch wurde die Sehnsucht in mir rege, in ein Land zu kommen, wo ich christlichen

Umgang anzutreffen hoffen durfte, den ich in Rio vergebens suchte. Ich verkaufte daher Alles, was mir zugefallen war, und reiste mit der bedeutenden Summe, die ich daraus erlöste, nach Deutschland. Und nun sehe ich schon, warum ich gehen mußte. Ihr Beide habt nichts übrig, und ich kann euch nun helfen.“

So erzählte Leonhard. Die beiden Brüder aber wollten keine Hilfe annehmen, da sie ja gesund seien und arbeiten könnten. Doch höre, wie es gieng. Als sie hieher kamen, war ihre Schwester, die Wittwe des hier verstorbenen Fabrikanten Mettal, durch Unglücksfälle verschiedener Art so in Verlegenheit gekommen, daß man eben daran war, ihr Alles zu verkaufen, und sie also mit ihren Kindern den Bettelstab hätte ergreifen müssen. Da kam Leonhard wie ein Engel vom Himmel, leistete sogleich Bürgschaft für alle Verbindlichkeiten des Hauses, und wird nun in Zukunft selbst das Geschäft seiner Schwester führen. Du hättest sollen die Freuden- und Dank-  
Thränen sehen, die da vergossen wurden! Man mußte mitweinen. Welch' ein Schmerz wäre es für die beiden ältern Brüder gewesen, in diesem Augenblick nach Hause zu kommen, ihre Schwester in dem großen Elend anzutreffen, und —

da sie beide nichts mitgebracht haben — ihr nicht helfen zu können! Wie gut hat's Gott gemacht, daß Er auch den dritten mitschickte, und wie gut, daß Er ihm die Uhrfeder nicht hat verloren gehen lassen, durch welche er in den Stand gesetzt worden ist, Thränen zu trocknen, und aus der Noth zu helfen. Danke auch Du dem treuen himmlischen Vater mit uns für diese wunderbare Führung. Mit herzlichem Grüßen

Dein B.

---

So weit, liebe Kinder, gehen die Briefe Wilhelms. Von dem weitem Schicksal der guten Leute, die in dieser Geschichte vorkommen, habe ich nichts mehr vernommen. Nur so viel meine ich gehört zu haben, daß Wilhelm und Konrad bald nach diesem letzten Briefe auch nach Philadelphia gereist seien, um Gottlieb, der sehr viel zu thun hatte, in seinem Geschäft zu unterstützen.

Wenn ihr einmal zu dem Manne kommet, der die Rabensfeder hat, so fraget nur feck auch nach der Uhrfeder Leonhards; er kann sie Euch zeigen. Einstweilen rathet, was für eine Feder das nächste Mal kommt.

---

Vorzügliche Volks- und Jugendschriften  
aus dem Verlage von J. F. Steinkopf in  
Stuttgart:

**Barth, Dr. C. G., Der Negerkönig Jamba.**  
Eine Slavengeschichte. Nach d. Engl. Mit  
einem Stahlstich. 2. Aufl. geh. 48 kr. oder  
15 sgr.

Diese merkwürdige Selbstbiographie eines Negerfürsten  
schildert die spannenden, wechselvollen Ereignisse seines  
Lebens in seiner Heimat Afrika, und in Amerika sein  
Slavendasein, das ihm im Glauben zur Freiheit ge-  
worden ist. Das Buch gibt Wahrheit, keine Erfindung.

**Barth, Dr. C. G., Erzählungen für Christenkinder.**  
21 Bändchen. 12. geh. à 15 kr. oder 5 sgr.

Senoni. Bild in Deinach. Buchmann. C-Bund.  
Cuff. Felsenkind. Fensterladen. Flucht des Cami-  
sarden. Gotthilf und Erdmann. Armer Heinrich.  
Aleeblatt. Linderger. Mic und Nic. Pergament. Plat-  
ter. Schloß im See. Schmidgalls Jugendjahre. Set-  
ma. Tres amigos. Waldmeisterlein. Weihnachtmorgen.

— — Ferner 9 Bändchen. kl. 8. geh. Jedes à 12 kr.  
oder 4 sgr.

Die Altväter. Die C-Feder. Die Erpväter. Die  
Rabensfeder. Die Keihersfeder. Die Seesfeder. Die  
Uhrfeder. Die Urväter. Jerry Creed.

Im Verlage von J. F. Steinkopf in  
Stuttgart erscheinen seit 1836:

## Jugendblätter.

Monatschrift zur Förderung wahrer  
Bildung.

Begründet von Dr. C. G. Barth,  
fortgesetzt von Dr. H. Gundert.

Monatlich ein Heft von fünf Bogen in Quart, mit  
Abbildungen.

Preis für den Band von 6 Heften (halben Jahrgang)  
1 fl. 36 kr. oder 1 thlr.

---

„Wohl schwerlich möchte man eine Zeitschrift für  
die Jugend finden, welche ihre Aufgabe, Förderung wahrer  
Bildung des Geistes und Herzens, so allseitig und  
tief eingehend löst, als die Jugendblätter.“

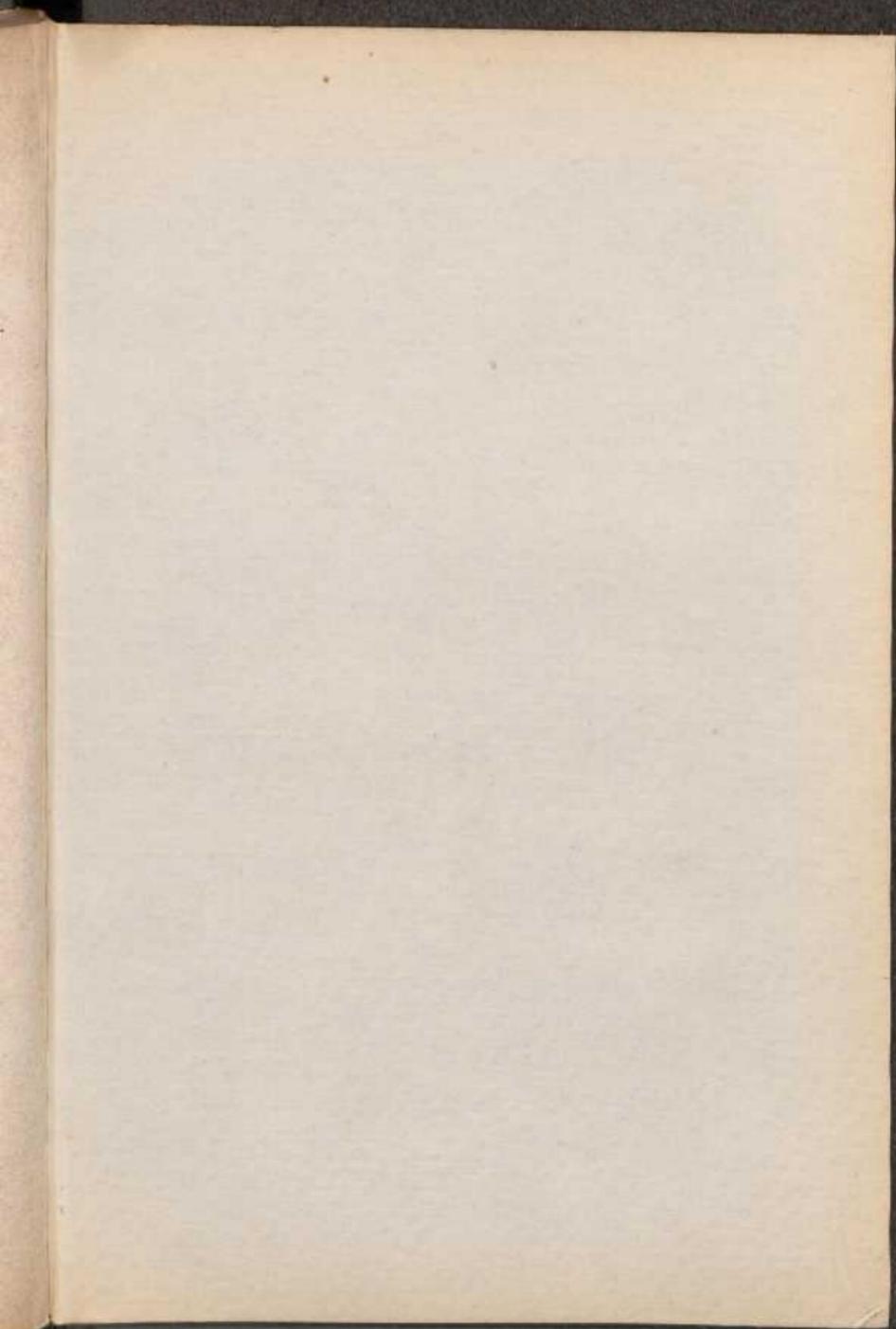
Brandenb. Schulblatt von Schuttrath Vormann.

---

„Unter der großen Zahl von Jugendschriften ist uns  
kein Werk bekannt, welches eine so unbedingte Empfeh-  
lung verdiente, als die Jugendblätter.“

Duisburger Sonntagsblatt.

---



Im Verlag von J. S. Steinkopf in Stuttgart sind ferner erschienen:

Barth, Dr. C. G., Erzählungen für Christkinder.

Tres amigos. — Benoni. — Bild in Leinwand. —  
Buchmann. — G-Bund. — Cuff. — Felsenkind. — Der  
Fensterladen. — Flucht des Samjarden. — Gotthilf  
und Erdmann. — Der arme Heinrich. — Kleeblatt. —  
Lindger. — Nic und Nic. — Pergament. — Platter.  
— Schloß im See. — Schmidgalls Jugendjahre. —  
Setma. — Waldmeisterlein. — Weihnachtsmorgen.  
Jedes Bündchen 50 Pf.

— Die Altväter. — Die C-Feder. — Die Erzväter.  
— Die Rabenfeder. — Die Reihfeder. — Die See-  
feder. — Urväter.

Jedes Bündchen 40 Pf.

## Beispiele des Guten in Erzählungen und Lebensbildern

Band II:

1. Barth, Dr. C. G., Für Jung und Alt. Erzählungen.
2. v. Schubert, Dr. G. H., Erzählungen aus dem Morgenlande.
3. Barth, Dr. C. G., Kurze Erzählungen.
4. Oftertag, Dr. A., Saat und Ernte. Erzählungen aus der Bibel-  
verbreitung.
5. Barth, Dr. C. G., Seebilder. Nach dem Englischen.
6. Benno, Immergrün. Erzählungen.
7. Merz, Dr. H., Zwei edle Frauen. (Königin Katharina von  
Württemberg. Wilhelmine Requier.)
8. v. Schubert, Dr. G. H., Der Meeresstrom.
9. Stöber, H., Am Feiertagabend. Erzählungen.
10. Stretton, Hessa, Das Kreuz des Michael Vorio.

Jedes Heft in farbigem Umschlag 20 Pf.

Je zehn Hefte bilden einen Band hübsch gebunden 2 M.

Die (neuen) Beispiele des Guten haben sich in der kurzen  
Zeit ihres Erscheinens schon in ganz Deutschland eingebürgert und  
werden von Sonntagsschulen und Vereinen mit Vorliebe als  
Festgaben, Schulprämien u. s. w. vertheilt. Wie jedes einzelne  
Bündchen eine (oder mehrere) schöne, gehaltvolle, auf christlichem Grunde  
ruhende Erzählung gibt, so ist die Bandausgabe ein Geschichtenbuch  
von hervorragendem Werth, wie das die Namen der Verfasser verbürgen.

Jedes Jahr zehn neue Hefte.

Die Uhrfeder.

Eine Geschichte für Kinder

Vom Verfasser der 'Rabenfeder'.

Zweite Auflage.

Stuttgart, 1868.

Druck und Verlag von J. F. Steinkopf.



the scale towards document

ZSFM Q3

UB BIELEFELD

4.12

990/4475928+01



K

KLZ

99  
ZSFM  
Q3